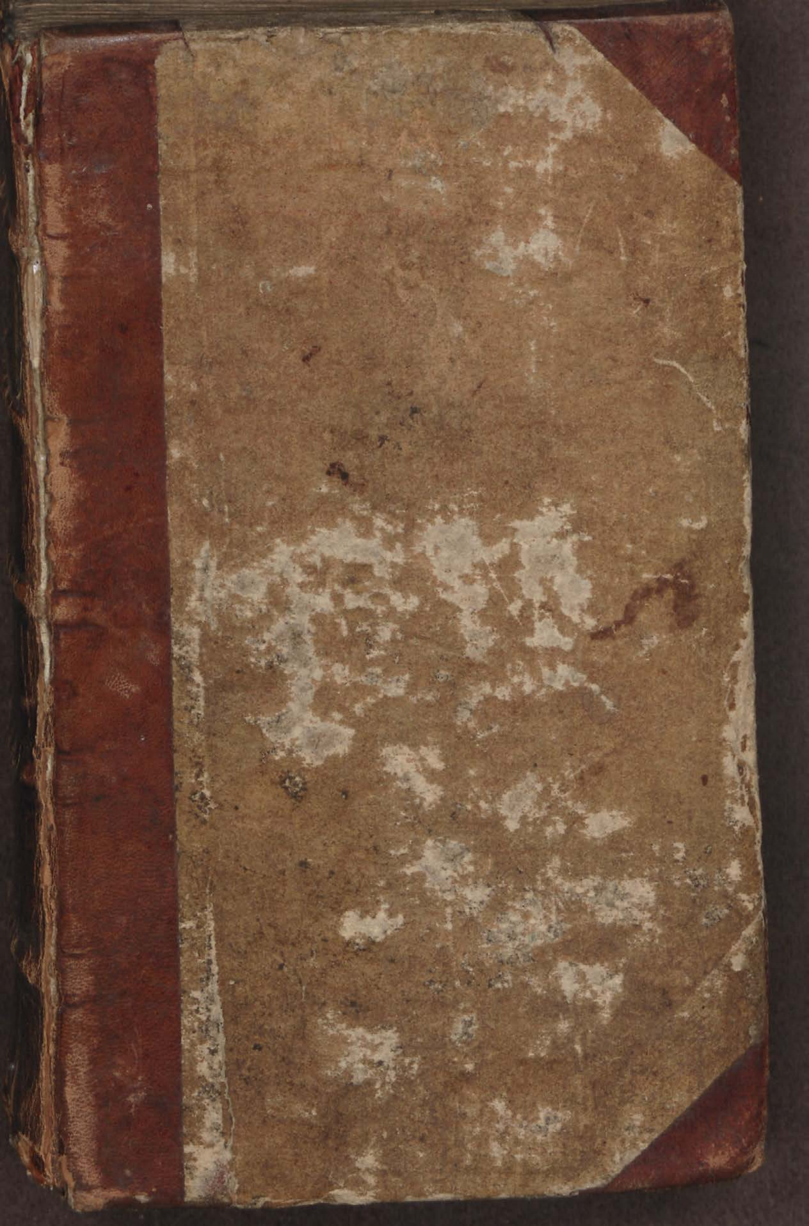
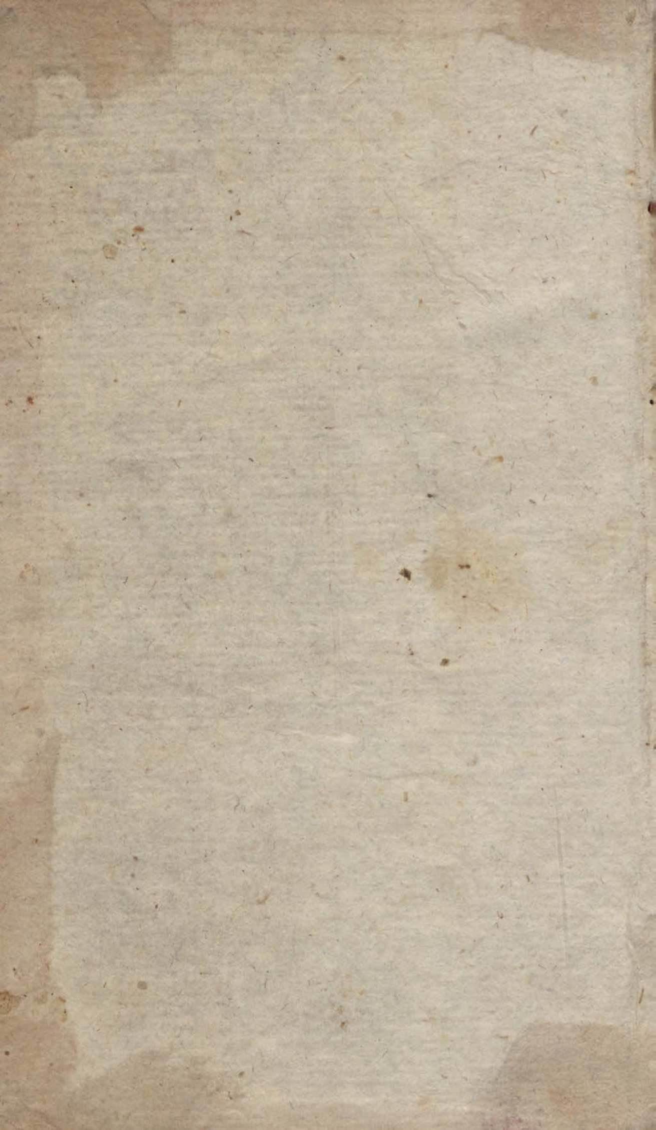








# Fragmente über Friedrich den Grossen

zur

Geschichte seines Lebens, seiner Regierung, und seines Charakters.

Von dem

Ritter von Zimmermann

Königlichen Leibarzt und Hofrath in Hannover, der Academien der Wissenschaften in Petersburg und Berlin, der Gesellschaften der Aerzte in Paris, London, Edinburgh und Coppenhagen, und der Societät der Wissenschaften in Göttingen Mitglied.

Dritter Band.




---

Leipzig,

in der Weidmannischen Buchhandlung.

1790.

# Inhalt des dritten Bandes.



 genten





# Fragmente über Friedrich den Grossen zur Geschichte seines Lebens, seiner Regierung, und seines Charakters.

## 27. Cap.

### Ueber Friedrichs Gesundheitsumstände. Ueber seine medicinischen Kenntnisse und Begriffe. Ueber seine lezte Krankheit, und sein Verhalten gegen seine Aerzte.

Sein Körperbau war nicht stark. Manches Uebel brachten ihm seine feinfühlenden Nerven schon in seiner frühen Jugend.

Gar zu frühe hatte er sich mit der ganzen ungestümen Heftigkeit seines Temperaments, durch den Mißbrauch der Freüden der Liebe entnervt. Noch im Jahre bevor er König ward, gestand er an seinen Freünd den Herrn von Suhm, seine Schwächlichkeit. Er sagte: „meine unglückliche Erfahrung macht aus „mir einen Arzt!“ — Aber wer in der Welt, verstand auch besser als Er in der Folge, seinen Körper abzuhärten und seine Nerven zu bezähmen durch die Stärke seines Willens und die Kraft seines Geistes?

Friedrich verstand die Kunst sich an alles zu gewöhnen. Eine elende Hütte zu Schlettau war sein Aufenthalt im Winter von 1759 bis 1760. Er ließ sich da einen kleinen Kamin machen, und that im Stillen bey diesem kleinen Kamin, in der grösten Ausbreitung die grösten Dinge. Es mangelte ihm an allen Bequemlichkeiten. Er hatte nur ein paar

Hosen,

Hosen, und war genöthiget im Bette zu bleiben, während daß man seine Hosen flickte; und hierzu noch musste man einen Baurenschneider aufsuchen. Im Jahre 1761 war er in seinem verschanzten Lager in Schlesien alle Nächte hindurch in den Batterien: und die Stelle auf der er ruhte, war ein Bund Stroh. Erst als er aus Petersburg die frohe Nachricht von dem Tode der Kaiserinn Elisabeth hatte, verschrieb er sich von Berlin seine französischen Köche, und griff nun auch wieder nach seiner lange im Kuffer begraben gewesenen Flöte (*).

Eine Uebersicht von Friedrichs körperlicher Beschaffenheit, von seinen Krankheiten, auch von seiner Art über Aerzte und arzneywissenschaftliche Dinge zu denken, steht viel-



(*) Des Generalmajor von Warnery sämtliche Schriften. Hannover 1789. VIII. Theil. 68. 183. 201. 202. S.

leicht hier nicht ganz am unrechten Orte: weil doch in jedem Menschen gar vieles liegt, das nur die Augen eines Arztes wahrnehmen; und weil gar vieles auch in grossen Menschen liegen kann, das vielleicht niemand so billig beurtheilet wie ein Arzt.

Eine venerische Krankheit hatte Friedrich kurz vor seiner Vermählung, wie man aus dem fünften Capitel dieser Fragmente weiß, wo man die grossen Folgen dieser Krankheit nachlesen kann. Man weiß auch aus diesem Capitel, daß sich Friedrich aus Furcht vor seinem Vater, in Liebeshändel nicht einlassen konnte, sondern sich nur, eins zwey drey, mit Freudenmädchen behalf. Aber man weiß nicht, daß er auch zuweilen unter solchen Personen in gute Hände fiel. Friedrich der Grosse sagt, in einer von ihm selbst im Jahre 1771 dem Drucke übergebenen Schrift: »Ich erinnere mir mit Vergnügen

»(dieß

„(dieß verzeihe mir die Philosophie) die herr„lichen Augenblicke die ich einst in den Ar„men eines jungen Mädchens zubrachte. Sie „war nicht unersättlich; sondern sagte mir „vielmehr mit Sanftheit und Milde: lieber „kleiner Held, du machst dich krank, und „wirst dann zum Kriege nicht mehr tau„gen (*).“

Bald nach Antritt seiner Regierung, das heisst, nach dem acht und zwanzigsten Jahre seines Alters, äusserten sich allmählich bey Friedrich, Zufälle von Podagra und Hämorrhoiden. Erstere wurden nach einiger Zeit regulär. Mit einer halbseitigen Lähmung ward er im Februar 1747 in seinem sechs und dreissigsten Jahre befallen. Unmöglich lag die Ursache dieser Lähmung in einem solchen

 Kopfe.

(*) Elle me disoit avec douceur: „O mon petit „guerrier, tu te feras malade, et tu ne vaudras „plus rien pour la guerre.“ *De l'Amerique et des Americains.* Berlin 1771. pag. 42. 43.

Kopfe. Sie ward auch bald geheilt; und in der Folge zeigte sich nie wieder eine Anwandlung von diesem grossen Uebel (*). Im Feldzuge von 1759 hatte er in Glogau einen heftigen Anfall vom Podagra; und mir sagte der König im Junius 1786: er habe im siebenjährigen Kriege ein sehr starkes Blutspeyen gehabt, und dasselbe nicht geachtet.

Seit der Bekanntschaft mit dem Doctor von Malchow, den man aus dem fünften Capitel dieser Fragmente kennt, zeigte Friedrich nicht ohne Grund, wenig Zutrauen für Arzneykunst und Aerzte. Seinen Leibarzt, oder die Aerzte die er um sich hatte, fragte er gewöhnlich nur wie viel er etwa von den Arzneyen nehmen müsse, die er sich selbst verordnete. Diese Fragen waren auch wahrlich nicht überflüssig: denn sein Hofmedicus, Herr

Doctor

(*) Krankheitsgeschichte des Königs von Selle. Berlin 1786. S. 6. 7.

Doctor Frese in Potsdam, rettete ihm wirklich einst das Leben, bloß dadurch, daß er ihn abhielt eine fürchterliche Dose von einem heftig wirkenden Arzneymittel zu nehmen. Einen ähnlichen Dienst erwies ihm auch der Doctor Morgenbesser in Breslau.

Friedrich behandelte seine Aerzte wie seine Generale, Minister, und Lackayen. Er ließ sie zuweilen lange glauben, sie stehen recht gut bey ihm, und dann erfuhren sie auch plötzlich das Gegentheil. Einst hatte er viele Zeit den berühmten Doctor Muzelius zu sich kommen lassen. Aber ganz unerwartet und plötzlich erhielt Muzelius den Abschied, und der Leibarzt Cothenius ward wieder gerufen. Der König lag am Podagra: Als Cothenius hereintrat, sagte ihm der König über seinen Zustand kein Wort; und weiter nichts, als daß er sich erinnere, Cothenius habe ihm einst ein weisses Pulver von treflicher Wir-

kung gegeben, und er habe ihn nur deswegen so eilig rufen lassen, damit er ihm diese Pulver verschreibe. Cothenius verschrieb ein Pulver aus Krebsaugen, Cremor Tartari und Salpeter, und reisete wieder nach Berlin.

Wenige Tage nachher jagte ein reitender Feldjäger vor die Hausthür des Herrn Cothenius, und rief ihn wieder höchst eilig nach Potsdam. Des Königs Anliegen war: „Cothenius möchte in seine Küche gehen, „und zusehen, ob seine Köche nichts Unge„sundes für Ihn kochen, und zumal nicht „etwa zu sehr gewürzte Gerichte: denn er „werde doch glauben, eine gute Diät sey ihm „unter diesen Umständen nöthig?“ — Nach dieser Küchenvisitation schickte der König an Cothenius, für seine Bemühung hundert Friedrichsd'or.

Einen Theil seiner medicinischen Grundsätze äusserte Friedrich seinen Gesellschaftern

gele-

gelegentlich auf folgende Art: „Sehr viele „Krankheiten kommen von Verstopfungen in „den Eingeweiden des Unterleibes und der „Brust, in den Blutgefässen, in den Ner„ven, und in der Haut. Eine Oppilation „kann man durch Arzneyen heben, aber sehr „selten heilet man eine Obstruction. Der „rechte Sitz eines Uebels bleibt mehrentheils „auch dem allerbesten Arzte verborgen; er„räth er aber diesen Sitz, so ist es ihm doch „mehrentheils unmöglich, das Mittel dahin „zu schicken wo es der Kranke bedarf.“

Eine kleine Schrift die man wahrscheinlich nur deswegen in die Sammlung von Friedrichs Werken nicht eingerücket hat, weil man Ihn nicht für den Verfasser dieser Schrift hält, lehret seine Theorie über den Ursprung der Lustseuche und verschiedener andern Krankheiten; und diese Schrift hat Frie-

 drich

drich in Berlin drucken lassen (*). Er sagt in dieser Schrift: „Lister und viele andere „Schriftsteller waren im Irthum, da sie den „Ursprung der venerischen Seuche, aus dem „Bisse der Schlangen oder anderer giftiger „Thiere hergeleitet haben.“

„Der wahre Ursprung dieses Uebels be„stehet darinn, daß die Americaner sich mit „dem Fleische der Thiere nährten, die sie mit „vergifteten Pfeilen getödtet hatten. Der „Aussatz, eine Schwester der venerischen „Seuche, kam gar nicht, wie man glaubt, „mit den Kreutzzügen nach Europa. Er war „in

(*) In dem für alle Aerzte höchst lehrreichen und für alle Leser interessanten Verzeichnisse der Schriftsteller die über die venerische Krankheit geschrieben haben, welches zwey ganze Bände von des Herrn Girtanner berühmten Werke über die venerische Krankheit (Göttingen 1788, 1789.) ausmacht, verdienet also auch Friedrich der Grosse einen Platz.

„in Eůropa sehr alt; und hat ebenfalls kei-
„nen andern Ursprung, als in der Nahrung
„die sich die meisten Gallier aus dem Fleische
„mit giftigen Pfeilen getődteter Thiere ver-
„schafften. Der Unterschied der americani-
„schen und eůropäischen Gifte brachte in dem
„einen Welttheil die venerische Seůche her-
„vor, und im andern den Aussatz.“

„Herr von Pauw sagt, man kőnne ohne
„alle Gefahr das Fleisch von Wildpret essen
„das mit vergifteten Pfeilen getődtet sey.
„Das Gift mache bey diesen Thieren bloß das
„Blut gerinnen. Kein in Westindien leben-
„der Eůropäer sey hierůber im allergeringsten
„bedenklich; und seit der Entdeckung von
„America habe man kein Beyspiel daß jemand
„sich nach dem Genusse von solchem Wildpret
„ůbel befand.“

„Gewiß ist niemand auf der Stelle da-
„von gestorben. Aber ein vernůnftiger und
„unter-

„unterrichteter Europäer wird sich wohl hüten
„davon zu essen. Auf Sanct Lucia wird kein
„Wildpret den Caraiben abgekauft, wenn es
„nicht mit Feuergewehr oder unvergifteten
„Pfeilen getödtet ist. Ich weiß durch Herrn
„Hewit, einen englischen Wundarzt, daß die
„venerische Seuche keinen andern Ursprung
„hat; und Er hatte viele Versuche gemacht,
„um sich hiervon zu überzeugen. Man be-
„greift auch leicht, daß eine solche zumal
„gewöhnliche Nahrung, sehr schädlich wer-
„den muß. Ein Thier das durch einen ver-
„gifteten Pfeil getödtet ist, stinket fünf bis
„sechs Stunden nachher schon unerträglich,
„und fault schon am andern Tage; da man
„hingegen solche die mit Feuergewehr getödtet
„sind, fünf bis sechs Tage behalten kann.
„Man urtheile hieraus, was aus dem vene-
„rischen Gifte in dem Körper der Caraiben
„gewor-

„geworden seyn mag, die mit vergifteten
„Pfeilen getödtete Menschen fressen.“

„Die Hunde in Peru haben ebenfalls die
„venerische Seüche von ihren Stammeltern
„geerbet, die sich von venerischen Leichnamen
„nährten.“

„Fast die meisten Krankheiten entspringen
„aus übler Nahrung die das Blut verdirbt,
„und dieses Verderbniß pflanzet sich dann
„fort auf alle künftige Geschlechter. Der
„Judenzopf kam durch die Einfälle der Tar-
„taren nach Polen: denn die Tartaren, die
„fast alle diese Krankheit haben, nähren sich mit
„dem Blute der Pferde, die sie übermässig
„gejagt und ermüdet haben bevor sie diesel-
„ben tödten. Sie essen das rohe und ver-
„dorbene Fleisch dieser Pferde, und trinken
„dazu die gesaürte Milch von Stuten. Diese
„Barbaren sterben mehrentheils im Kleinen,
„denn

„denn ein Glied fällt ihnen nach dem andern
„verfault vom Leibe.“

„Seit mehrern Jahren kommt eine Krank-
„heit in den Rocken, die zuweilen sehr ge-
„fährlich für diejenigen wird, welche Brodt
„von solchem Rocken essen. Man hat aus
„dieser Ursache die dem ganzen nördlichen Eu-
„ropa so gefährlich gewordene schwarze Pest
„hergeleitet.“

„Das Blut der Thiere, das frische
„Schweinefleisch in vielen Gegenden von
„Asien, geben denjenigen, die sich davon
„nähren, die Krätze. Diese Nahrung ward
„also durch ein eigentliches Policeygesetz den
„Juden und vielen andern asiatischen Völ-
„kern verboten.“

„Könnte man wissen wo sich die Blattern
„zuerst gezeiget haben, so würde man leicht
„sehen, daß sie von nichts anderm entstanden
„als

„als von einer üblen Nahrung, womit man
„sich das Blut verdarb (*).“

Dieß sey genug zur Probe, wie König Friedrich über solche Dinge dachte und schrieb. Daß er übrigens keinen grossen Glauben an Aerzte und Arzneykunst hatte, ist auch deswegen sehr begreiflich, weil er vielleicht in seinen Feldlazarethen vieles sah, das nicht sehr fähig war diesen Glauben zu vermehren. Er besuchte oft und gerne seine Lazarethe die ihm immer ganz besonders am Herzen lagen. Friedrich hatte zu viel Verstand um nicht zu sehen, daß bey der Ausübung der Arzneykunst doch zuletzt alles auf Verstand ankommt. Er erklärte gerne, ob zwar gleich der schärfste und gröste Verstand gar leicht mit seinen Erklärungen scheitert, aber er gab noch viel lieber Rath und Recepte.

(*) De l'Amerique et des Americains. pag. 45. 46. 47.

cepte. Er prüfte auch Aerzte sehr genau und mit Sachkenntniß, wie ich dieß selbst im Jahre 1771 in Sanssouci erfahren habe: da der König mir die Ehre erzeigte länger als eine Stunde sich mit mir über Arzneykunst zu unterhalten.

Der König fragte mich: „Nach welchem „System behandelt ihr eüre Kranke?" — Nach keinem. — „Aber es giebt doch „Aerzte, deren Methoden ihr andern vor„zieht?" — Vorzüglich liebe ich Tissots Methoden, der mein vertrauter Freünd ist. — „Ich kenne Herrn Tissot, sagte der König, „habe seine Schriften gelesen, und schätze sie „sehr hoch. Ueberhaupt liebe ich die Arzney„kunst. Mein Vater wollte daß ich mir einige „Kenntnisse darinn erwerbe. Er schickte mich „oft in Hospitäler, und zumal in die Hospi„täler venerischer Kranken, weil diese durch „Exempel predigen!"

Frie-

Friedrich examinirte mich in dieser Stunde, in Absicht auf meine etwanige Kenntnisse, wie ich wahrlich sonst niemals in meinem Leben examinirt worden bin. Alle Fieber und die wichtigsten langwierigen Krankheiten, gieng er in der Reihe mit mir durch. Er fragte mich, wie und wodurch ich jede dieser Krankheiten erkenne, wie und wodurch ich sie von verwandten Uebeln unterscheide, wie ich dabey in einfachen und in verwickelten Fällen verfahre, und wie ich alle diese Uebel heile? — Ueber die Verschiedenheit, die Zufälle, und Behandlungsart der Blattern zumal, fragte er mich äusserst genau. Er sprach mit vieler Rührung von dem Prinzen seines Hauses den im Jahre 1767 die Blattern hinrafften. Er befragte mich über die Inoculation, und über eine unglaubliche Menge anderer arzneywissenschaftlicher Gegenstände. Wahre Meisterblicke warf er in alle; über alle diese Dinge

sprach er mit der grösten Sachkenntniß, und mit eben so viel Scharfsicht als Verstand und Geist. Er hatte die Gnade mir ganz gegen meine Erwartung zu sagen: „Ich freüe mich „zu sehen, wie sehr unsere Denkart über alle „diese medicinischen Gegenstände zusammen„stimmt.“

Nun kam er auch auf die Geschichte seiner eigenen Krankheiten, erzählte die meisten, und fragte mich darüber um meine Meinung und um meinen Rath. Er sagte: „das Po„dagra nimmt gerne seine Herberge bey mir, „weil es weiß daß ich ein Fürst bin, und „weil es glaubt ich werde es gut bewirthen! „— Ich bewirthe es schlecht, und lebe sehr „mager. Aber ich bin alt; die Krankheiten „werden mit mir nicht mehr Mitleiden haben.“

Nach meiner Entfernung von Potsdam schickte ich an meinen guten Landsmann, Herrn von Cat, der nebst dem Herrn General-

ral.

talchirurgus Schmucker bey dieser Audienz gegenwärtig war, Tissots Buch sur les maladies des gens du monde, und bat ihn einige frappante und der Beherzigung des Königs würdige Stellen seiner Majestät daraus vorzulesen. Der König ließ mir dafür danken, und ließ mir durch Herrn von Cat schreiben: „Er werde dieses Buch ganz lesen.“

Vom Podagra litt Friedrich vor und nach dieser Zeit doch eigentlich am meisten; auch oft von Hämorrhoiden. Er hatte im Jahre 1775 nach einander einige sehr heftige Anfälle vom Podagra. Man glaubte in Wien die Wassersucht sey im Anzuge, und Friedrich werde dieses Jahr nicht überleben. Diese Vermuthung brachte die ganze österreichische Armee auf die Beine, um dann sogleich, wie der König sagt, dem Thronfolger Schlesien abzufodern, oder ihn zu zerquet-

schen(*). Das Podagra zog ab, die Wassersucht kam nicht, und, bevor noch die österreichische Armee sich versammelt hatte, war der König gesund.

Ueber sein Podagra scherzte er oft, mitten in den schrecklichsten Schmerzen. Er fand es insonderheit sehr unredlich, wenn ihn das Podagra mitten in einer Unterredung in die Füsse kniff, und ihn schweigen machte, wenn er reden wollte: dieß waren seine Worte. Oft verglich Friedrich, in Gegenwart des Herrn Ministers von der Horst, des Herrn Grafen von Chazot, und des Herrn Marquis von Lucchesini, sein Podagra mit der englischen Opposition. Wenn das Podagra eben seinen ganzen Körper durchwühlte, nannte Er die Stellen, wo er die bittersten Schmerzen hatte, gewöhnlich so: »In dem Knie »sitzt

(*) Oeuvres posthumes. Tom. V. pag. 205. 206.

„sitzt mir Herr Burke, und in der grossen
„Zähe Herr Fox.“

Verschiedene bekannte Exempel von Podagristen, die durch einen Winteraufenthalt in warmen Ländern sehr erleichtert worden, bewogen den Herrn Minister von der Horst, den König wohl zehnmal, in verschiedenen Zeiten, zu bitten, einen Winteraufenthalt in der Provence oder in Piemont zu versuchen. Herr von der Horst bezog sich hauptsächlich darauf: bey einer starken und beständigen Ausdünstung befinde sich immer der König vorzüglich gut; selbst die Anfälle des Podagra habe er oft auf einmal damit vertrieben, daß er sich ganz in Federbetten einpacken ließ, und dann acht und vierzig Stunden hindurch so heftig schwitzte, daß in dieser Zeit die Betten vier bis fünfmal verändert werden mussten. Hieraus schloß Herr von der Horst: ein Winteraufenthalt in einem Lande wo die

dem Könige gewöhnliche starke Ausdünstung durch keine Kälte nie unterbrochen wäre, müßte der Gesundheit des Königs sehr zuträglich seyn, und würde die Anfälle des Podagra, wie bey vielen andern, entweder sehr mässigen, oder wohl gar auf lange Zeit entfernen. Herr von der Horst gieng noch weiter. Er stellte dem Könige vor, daß er, mit Ausnahme der beständigen Aufsicht auf den kleinen Militärdienst, ganz genau die ganze preußische Monarchie in Hieres oder Nizza eben so regieren könnte wie in Potsdam. Der einzige Unterschied würde bloß dieser seyn, daß die Antwort auf einen Brief, oder eine Bittschrift, oder einen Bericht, die aus Potsdam allemal am dritten Tage erfolgte, aus Hieres oder aus Nizza nicht früher erfolgen könnte als am zehnten oder eilften Tage.

Zu diesem Zwecke machte Herr von der Horst dem Könige folgende Berechnung. Hundert und zwanzig reitende Feldjäger müsste man auf anderthalb bis zwey kleine Meilen auseinander verlegen. Jeder dieser Jäger hätte also jeden Tag, nicht länger als zwey bis drey Stunden hin und her zu reiten. So schnelle Couriere gebe es in der Welt noch nicht. Also würden jeden Tag von dem Aufenthalte des Königs, Briefe in Berlin, und jeden Tag Briefe aus Berlin an den König am Orte seines Aufenthaltes eintreffen; und in einer Zeit von fünf Monaten, würden sich die Unkosten dieser Reiterey, aufs höchste gerechnet, nicht auf vier und funfzig tausend Thaler belaufen.

Höchst geduldig hörte Friedrich oft dieß alles an. Er ließ den Herrn Minister von der Horst alle nur erdenkliche Gründe anführen, und beschloß dann immer die Conversa-

tion mit diesen Worten: „Bedenken sie, daß „nichts in der Welt, mich von dem Posten „entfernen soll, auf dem ich stehe (*).“

Aber Herr von der Horst ließ sich nicht abschrecken. Friedrich gab ihm zwar verschiedene male beynahe die gleiche Antwort. Er setzte auch wohl hinzu: „Sie kennen die „Folgen nicht (**)!“

Wenn dieser treue Minister dem Könige vorrechnete, wie langwierige Krankheiten und der Tod doch grössere Folgen haben könnten als eine kurze und immer thätige Abwesenheit; und wie doch ein so theures Leben durch die Ausführung dieses Projekts noch um viele Jahre verlängert werden würde — erwiederte Friedrich: „Wir wollen die Ord-„nung

(*) Songés que rien ne doit me faire quitter le poste, dans le quel je suis en faction.

(**) Vous ne connoissés point toutes les consequences de ceci.

„nung der Natur nicht umkehren (*).“ — Endlich als einst der König den Herrn von der Horst, nach aufgehobener Mittagstafel, wieder zu sich rufen ließ, und erst von verschiedenen andern Sachen gesprochen ward, kam dieser Minister wieder auf die Reise nach Hieres. Aber nun erwiederte der König mit einem ziemlich ernsthaften Gesichte: „Ich „danke ihnen für ihre gute Absicht, und bin „ihnen für ihre freundschaftlichen Gesinnun„gen verbunden. Aber sagen sie mir hievon „nun weiter kein Wort: denn das ist un„möglich (**).“ — Diese Antwort verbot dem Herrn Minister von der Horst weiter von der Sache zu sprechen; und was er in der

 Folge

(*) Mais pourquoi intervertir l'ordre de la nature.

(**) Je vous ſçais gré de vos bonnes intentions, et je vous ſuis obligé pour ces ſentimens d'amitié que vous me marqués. Mais ne m'en parlés plus, car cela eſt impraticable.

Folge durch verdeckte Wendungen versuchte, wirkte nichts.

Friedrichs grosse Todesscene rückte sehr langsam heran, denn in Ihm lag eine dem Tode trotzende Kraft. Sein geistvoller Arzt, einer der scharfsinnigsten und liebenswürdigsten Aerzte in Deûtschland, Herr Professor Selle in Berlin, hat erzählet wie in einer Zeit von zwölf Monaten die Maschine dieses ausserordentlichen Geistes allmählig zum Stillstand kam. Ein kleiner Auszug der Bemerkungen dieses grossen Arztes und tiefdenkenden Philosophen, wird jedem billigen Leser zeigen, worinn die Arbeit bestand, die dem Verfasser dieser Fragmente zufiel, als Friedrich der Grosse den seltsamen Einfall hatte, ihn auf einige Zeit zu seinem Arzte zu wählen.

Am Anfang des Augusts 1785 fühlte sich der König zuweilen aûsserst schwach. Er

schrieb

schrieb diese Schwäche der wirklichen Abnahme seiner Kräfte zu, glaubte nicht daß ihm durch die Kunst geholfen werden könnte, und reiste zur Revüe nach Schlesien. Hier war er einen Revüentag viele Stunden lang, ohne alle weitere Bedeckung als seine gewöhnliche einfache Kleidung, einem grossen und anhaltenden Regen ausgesetzt, der ihn ganz durchnässte. Die damit verknüpfte Erkältung brachte bey dem im Körper vorhandenen vielen Stoff die materielle Ursache seiner bald darauf erfolgten Krankheit hervor. Einige Fieberbewegungen, die sich unmittelbar nach der Erkältung einstellten, wurden auf der Reise theils unterdrückt, theils wegen seines gewöhnlichen Eifers für die Geschäfte nicht geachtet (*).

Der

(*) Krankheitsgeschichte des Königs von Selle, S. 10 — 13.

Der König ward am achtzehnten September mit einem Stickflusse befallen. Unmittelbar nach demselben kam das Podagra. Der König war gerettet; aber das Podagra erfolgte nicht vollständig. Der grössere Theil blieb zurück und ward Saamen des Todes, der bey dem hohen Alter und bey der fehlerhaften Beschaffenheit des Unterleibes nur zu bald reifte. Von jetzt an, behielt der König einen beschwerlichen und nur mit wenigem Auswurf verbundenen Husten, und litt mehr als jemals an Schwäche der Verdäuungswerkzeüge, und deren Folgen. Podagra und Hämorrhoiden, sagte Er, liegen sich bey mir in den Haaren, und ich gehe darüber zu Grunde (*).

Eine Engbrüstigkeit zeigte sich schon seit einiger Zeit. Die Nächte wurden etwas unruhig, und der von jeher gewohnte Schweis

fieng

(*) Ebendaselbst. S. 14—17.

fieng an nachzulassen. Der Husten ward heftiger. Die Brustbeschwerden hiengen zum Theil von der Beschaffenheit des Unterleibes ab. Indigestionen verschlimmerten den Zustand, und Abführungen linderten ihn augenscheinlich. Aber die Brustbeschwerden wurden immer ernsthafter, und es war die Rückkehr eines Stickflusses zu befürchten. Mit Anfange des Februars 1786 nahm die Schwäche zu, und der Schlaf war nicht selten betaübend. Der König verlohr jetzt bey einer Bewegung von einigen hundert Schritten den Odem. Im März verschlimmerten sich die Umstände. Man bemerkte des Morgens beym Aufstehen ein heftiges Herzklopfen. Der König musste aus Mangel des Odems von seinen Promenaden im Zimmer abbrechen. Eine Bewegung von zwanzig bis dreissig Schritten hintereinander verursachte Schwindel und vermehrte die Engbrüstigkeit

so,

so, daß er sich immer wieder ausruhen musste, um neuen Odem zu sammeln. Der König schlief viel, und mehr bey Tage im Stuhl, als Nachts im Bette. Alles verkündigte eine unüberwindliche Krankheit. Die durch Alter und fortdaurende Leiden schon so sehr gesunkene Kräfte durfte man durch Arzneyen nicht noch mehr schwächen. Also musste man mehr auf Erhaltung dieses kostbaren Lebens sehen; oder, wie der König sich ausdrückte, auf Verlängerung seiner Krankheit (*).

Der Husten dauerte immer fort, die Füsse fiengen an des Tages stark anzulaufen, die Anfälle der Engbrüstigkeit waren mit einem Röcheln auf der Brust, und mit kalten Schweisen im Gesicht verbunden. Im Anfange des März ward mehr als jemals ein Schlagfluß befürchtet. Nun folgte den sechszehnten März ein Durchfall mit grosser Erleichte-

(*) Ebendaselbst. S. 18—26.

leichterung. Aber bald störete der Husten den grössesten Theil der Nachtruhe; und da der König nicht liegen konnte, sondern fast immer nach vorwärts gebückt saß, sah man itzt mit Furcht der Brustwassersucht entgegen. Am Ende des Märzes sank der Muth des Arztes nun vollends. Zu Anfange Aprils war der Husten so anhaltend, und mit so wenig erleichterndem Auswurf begleitet, die Brust so voll, der Odem so kurz, daß man wieder einen Stickfluß zu besorgen hatte. Die immer mehr zunehmende Schwäche raubte alle Hofnung zur Besserung. Gegen Ende des Aprils ward der Auswurf eiterartig, und man hatte Ursache, für die Lungen zu fürchten. Am acht und zwanzigsten April kam plötzlich ein Fieberanfall, und das ganze rechte Bein schwoll sehr stark bis übers Knie, mit grosser Erleichterung. Es fand sich guter Schlaf und etwas Schweis. Auch war der

Appetit

Appetit nur zu gut. Dieser gute Zustand blieb drey Wochen (*).

Zu Anfange des Junius fiengen beyde Füsse an zu schwellen, aber ohne alle Erleichterung der Brustbeschwerden, die im Gegentheil zunahmen. Der König konnte fast gar nicht mehr im Bette dauren, sondern brachte den grösseſten Theil der Nächte auf einem Stuhl sitzend, vorwärts und nach der rechten Seite gebückt zu, hatte häufige Zückungen im Schlafe, schreckte, stöhnte, und schrie öfters plötzlich auf. Alles zusammengerechnet war Brustwassersucht vorhanden. Herr Selle sagt: „Ich hielt die Krankheit „für unheilbar, den Tod nahe, und den Ge„brauch von neüen Mitteln entweder für un„nütz oder schädlich. Und obgleich ich dieses „mein Urtheil dem erhabenen Leidenden zu „verbergen suchte, so sah sein Scharfsinn „doch

(*) Ebendaselbst. S. 26 — 40.

„doch ins Innere meines Herzens: und er
„beschloß daher, den Leibarzt Zimmermann
„aus Hannover zu sich kommen zu lassen (*).“

Nun kauften sich die Hofleüte in Berlin
ihre Trauerkleider. — Aber schon lange vor-
her hielten viele aus seinem Volke den König
beynahe für todt; und lange vorher hielt ihn
ganz Eüropa für sterbend. Mancher specu-
lativer Kopf in Berlin hatte schon lange, in
gierigster Erwartung dieses längst auscalcu-
lirten Todes, sich die prächtigsten Schlösser
in die Luft gebaut, und unerhörte Glückselig-
keit geträumt. Herr von Lucchesini hat mir
versichert: „beynahe jede Woche, sey den
„ganzen Winter 1785 und 1786 und den gan-
„zen Frühling 1786 hindurch, eine neüe Weis-
„sagung nach der andern von Berlin nach
„Potsdam gekommen, die den Todestag und
„die

(*) Ebendaselbst. S. 41 — 44.

„die Todesstunde des Königs pünctlich be„stimmte.“ Zu seinem eigenen Unterrichte hielt Herr von Lucchesini ein beständiges Protocoll über diese berlinischen Weissagungen und über diese berlinischen Propheten. Aber zuverlässige und vernünftige Berechnungen konnte man doch von niemand so gut, wie von dem Herrn Professor Selle und dem Herrn Generalchirurgus Theden erwarten. Herr von Lucchesini sagte mir: „Herr Selle „habe geglaubt, der König werde die Mitte „des Junius nicht überleben; und Herr The„den habe Friedrichs Tod auf den achten Ju„lius gesetzet.“

Bevor ich also, wie es schien, zum Leichenzuge des Königs in Potsdam ankam, fanden sich wieder Fieberregungen ein, die mit krampfhaften Beschwerden abwechselten. Den achten Junius zeigte sich ein Absceß auf dem Rücken, mit sehr vieler Erleichterung.

Der

Der König versuchte zu reiten, welches zwar mit vieler Beschwerlichkeit geschah, aber die Engbrüstigkeit eben nicht vermehrte. Die Geschwulst des Gesichts fiel, die innern Beschwerden waren weniger heftig, und die Beine nun stärker geschwollen, so daß sich die Geschwulst die Lenden hinauf erstreckte. Und obgleich der König Tag und Nacht auf seinem Stuhl unausgekleidet zubrachte, und man zuweilen ein starkes Röcheln auf der Brust hörte, sagt Herr Selle: „so konnte „er dennoch den zwey und zwanzigsten Junius „wieder einen Spatzierritt zu Pferde machen, „welcher aber wahrscheinliche Gelegenheitsur„sache eines ziemlich starken Blutauswurfs „war, der sich den vier und zwanzigsten Ju„nius einstellte. Zimmermann war den Tag „vorher angekommen (*).“



(*) Krankheitsgeschichte des Königs. S. 44—46.

So weit der vortrefliche Selle; und nun ist die Reihe an mir! — Der König hatte den sechsten und sechszehnten Junius an mich geschrieben, und mir gesagt: „Er wün„sche mich etwa auf vierzehn Tage bey sich zu „haben, um mich über seinen Gesundheits„zustand zu befragen.“ — Mit der grösten Stille und Verschwiegenheit begab ich mich auf den Weg. Am drey und zwanzigsten Junius in der Nacht kam ich in Potsdam an. Der vier und zwanzigste Junius war der erste und schrecklichste Tag meines Aufenthaltes bey dem Könige, und gewiß einer der schreckhaftesten und schauderigsten Tage meines Lebens. Kein anderer Tag von allen, die ich bey dem Könige zubrachte, war diesem gleich; denn der König hatte an diesem Tage, mit gütigstem Wohlnehmen des von mir innigst verehrten und hochgeschätzten Herrn Professors

Selle,

Selle, doch etwas mehr als nur einen ziemlich starken Blutauswurf.

Am vier und zwanzigsten Junius um halb sechs Uhr des Morgens, ließ mir der König sagen: Er höre daß ich in Potsdam angekommen sey, und wünsche mich diesen Morgen um acht Uhr zu sehen. Ich begab mich um halb acht Uhr, mit grosser Bewegung meiner Seele aber doch heiter und froh, nach Sanssouci. Als ich vor dem Brandenburgerthore, auf dem mir bekannten einsamen Wege, an dem egyptischen Obelisk vorbey, gegen den Hügel von Sanssouci fuhr, warf sich mein Herz mit dem höchsten Feüer und mit der höchsten Inbrunst nieder vor Gott. Ein Engländer hätte zwar da nicht gebetet; mancher Berliner hätte da auch nicht gebetet, aber in meiner Lage gezittert; jeder Mensch handelt in solchen Fällen nach seiner Art. Als ich oben auf dem Hügel vor der kleinen

Wohnung des grossen Königs ankam, umgab mich nah und fern die feyerlichste Stille; überall umher erblickte ich nichts als Einsamkeit und Ruhe.

Ein Unbekannter führte mich in das Zimmer, wo die geheimen Cabinetsräthe des Königs beym Anbruche des Tages jetzt gewöhnlich hinkamen. Er sagte mir, ich möchte da warten bis der Kammerdiener des Königs komme, dieser werde mich dann gleich zu Seiner Majestät führen. Indessen blieb dieser mir unbekannte Herr bey mir, und ich kam mit ihm in ein sehr seltsames Gespräch.

Er fragte mich, auf Verlangen verschiedener Personen in Berlin, die meinen medicinischen Rath haben wollten, wie lange ich in Potsdam bleiben, und ob ich nach Berlin kommen werde? Er hatte auch, in seiner Tasche, ein Gedicht über meine Ankunft in Potsdam.

Geheim-

Geheimnißvoller hätte ich mich, wegen meines Rufes nach Potsdam nicht betragen können, als ich mich dabey in Hannover und auf der ganzen Reise betrug, sagte ich; und wie ist das möglich, mein Herr, daß Sie vollends schon ein Gedicht auf meine Ankunft in Potsdam in der Tasche haben?

Lächelnd erwiederte mir der unbekannte Herr, die ganze Stadt Berlin wisse, seit einigen Wochen, daß mich der König zu sich gerufen habe; und weil ich nicht gekommen sey, versichere man in Berlin, ich habe dem Könige geschrieben: ich sey in Pyrmont, und könne nicht kommen!

Erstaunt war ich über dieß alles, weil ich glaubte, hier in Sanssouci stehe ich auf dem geheimnißreichsten Fleck in Europa. Am Ende erklärte sich aber die Sache sehr natürlich. Die Nachricht daß mich der König gerufen habe, gieng in den Canal durch den

alles in der Welt geht, und durch den alles in die Welt kommt. Eine vornehme Dame die Schwester eines Herrn der wissen konnte daß der König an mich geschrieben hatte, erfuhr dieß ingeheim, und so erfuhr es dann auch ingeheim der ganze berlinische Hof und die ganze Stadt Berlin.

Aber, mein Herr, wie befindet sich der König, und wer ist des Königs Arzt? — Der Unbekannte erwiederte: der König befindet sich sehr schlecht, und er hat jetzt keinen andern Arzt als seinen Kammerhusar.

Sein Kammerhusar ist sein Arzt? — Ja, und dann zwischendurch auch, und zuvorderst, der König selbst. Dieser Kammerhusar ist der erste Kammerdiener des Königs. Er heisst Herr Schöning. Sehen sie, da kommt er, - und führet sie jetzt gleich zu dem König.

Herein

Herein trat Herr Schöning, begrüsste mich artig und höflich, aber sehr ernsthaft, und mit grosser Besonnenheit. Ich dachte in diesem Augenblicke: zunächst nach dem Könige muß ich doch hier mit Herrn Schöning am besten stehen. Also faßte ich mich auch zusammen, und that alles was mich Menschenkenntniß und Erfahrung gelehret haben, um jetzt, so gut ich konnte und vermochte, den Herrn Kammerhusar zu studiren und zu gewinnen. Bald zeigte sich mir auch Herr Schöning wie er ist. Ich fand an ihm einen Mann von Verstand, Gefühl, und Klugheit; der mit grosser Ueberlegung, aber wahr, und sehr gut sprach. Er schien den König durch und durch zu kennen.

Mit Herrn Schöning gieng ich nun bis an das lezte Vorzimmer vor die offene Thür des Königs. Hier fragte ich noch einmal, im schnellen Vorübergehen, mein Herz: wie

ist dir zu Muthe? Es war mir wohl — im Andenken der Gedanken und Empfindungen die ich hatte, als ich, den egyptischen Obelisk vorbey an den Hügel von Sanssouci kam: und so trat ich vor den König.

Auf einem grossen Lehnstuhl, mit dem Rücken gegen die Wand wo ich hereintrat, saß der König. Er hatte einen alten, grossen, schlichten, vor Jahren abgetragenen Hut mit einer eben so alten weissen Feder, auf dem Kopf. Sein Kleid war ein Cassakin von helleblauem Atlas, vorne herunter ganz von spanischem Toback gelb und braun gefärbt. Er war in Stiefeln, und lehnte ein erschreck-lich geschwollenes Bein auf ein Tabouret; das andere hieng.

Äusserst gnädig und freündlich nahm der König seinen Hut ab, und sagte mit einer entzückend angenehmen Stimme: Monsieur je vous remercie bien de la complaisance

que

que vous-avés bien voulu avoir de venir ici, et de la promptitude avec laquelle vous avés fait votre voyage.

Der Herzog von York, sagte ich, hat mir aufgetragen Eůer Majeståt diesen Brief zu ůberreichen.

Der Kônig las den Brief, und nun kam es zu folgender Unterredung, bey welcher der Kônig mit mir, wie im Jahre 1771, und wie bey allen folgenden Unterredungen, ohne Ausnahme immer Franzôsisch sprach, und niemals Deůtsch.

»Ich bin dem Herzog von York sehr ver»bunden, daß er Eůch hat wollen hieher »kommen lassen.« — Der Herzog von York wůnschet eben so herzlich als ich, daß mein Hieherkommen fůr Eůer Majeståt nůtzlich seyn môchte. — »Wie befindet sich der »Herzog von York?« — Sehr gut. Er ist immer freůdig, lebhaft, und voll Feůer. —

»Ich

„Ich liebe den Herzog von York so zärtlich „als ein Vater seinen Sohn lieben kann.“ — Der Herzog fühlet sehr lebhaft die Gesinnungen womit Eüer Majestät ihn beehren. — „Ihr seht mich sehr krank.“ — Den Blick Eüer Majestät finde ich, seit funfzehn Jahren da ich die Ehre hatte Sie hier zu sehen, nicht verändert. In den Augen Eüer Majestät sehe ich keine Veränderung ihres Feüers und ihrer Kraft. — „O ich habe sehr gealtert, und bin sehr krank. — Deütschland und Eüropa werden nicht gewahr, daß Eüer Majestät alt und krank sind. — „Meine Geschäfte gehen ihren gewöhnlichen Weg.“ — Eüer Majestät stehen des Morgens um vier Uhr auf, und verlängern und verdoppeln dadurch ihr Leben. — „Ich stehe nie auf, denn „ich gehe nie zu Bette. In diesem Lehnstuhl, „wo ihr mich seht, werden meine Nächte hingebracht. — Eüer Majestät schrieben mir:

das

das Athemhohlen werde Ihnen seit sieben Monaten sehr beschwerlich. — „Engbrüstig „bin ich, aber die Wassersucht habe ich nicht. „Ihr seht indessen wie meine Beine geschwol„len sind.“ — Wollen Eüer Majestät erlauben daß ich ihre Beine etwas näher besehe?

Nun ward Herr Schöning gerufen, der an der offenen Thür des Vorzimmers stand, damit er dem König die Stiefel ausziehe. Ich kniete an die Erde, besah die ganz bis an die Lenden mit Wasser angefüllten Beine des Königs — und schwieg!

„Ich habe keine Wassersucht.“ — Mit der Engbrüstigkeit verbindet sich oft starker Geschwulst an den Beinen. Wollen Eüer Majestät erlauben, daß ich ihren Leib befühle? — „Mein Leib ist jetzt dick, weil ich „Blähungen habe. Da ist kein Wasser.“ — Ausgespannt ist der Leib, aber nicht hart. Darf ich den Puls Eüer Majestät untersuchen?

Der

Der Puls war voll, stark, und sehr fieberhaft. Sehr beklommen war die Brust, und der König hustete unablässig.

Der Puls ist nicht schwach. „Man kann „mich nicht heilen. Nicht wahr?“ — Erleichtern Sire! — „Was rathet ihr mir?“— Vorerst nichts. Aber sogleich werde ich mir die ganze Krankheitsgeschichte Eüer Majestät von ihrem Kammerdiener erzählen lassen, und alles lesen was die Aerzte Eüer Majestät darüber geschrieben haben. Dann werde ich die Ehre haben meine Meinung zu sagen. — „Recht so. Schöning ist von allem unter„richtet.“

Nun nahm der König sehr freündlich den Hut ab, und sagte: „Ich danke eüch noch„mals, daß ihr habt hieher kommen wollen; „habt die Güte diesen Nachmittag um drey „Uhr mich wieder zu besuchen.“

Mit Herrn Schöning gieng ich nun wieder nach dem Zimmer der geheimen Cabinetsräthe ausserhalb des königlichen Schlosses. Meine Meinung sagte ich nicht: denn meinen Abschied hätte ich auf der Stelle erhalten, wenn dem Könige bekannt geworden wäre, was ich von seinem Zustande dachte. Aber daß die Wassersucht, nicht nur in vollem Anzuge sondern wirklich vorhanden sey, daran hatte ich gar keinen Zweifel. Sehr verdächtig war mir auch der Zustand der Brust, nicht nur etwa wegen der Engbrüstigkeit, die auch anderswo ihren Sitz haben kann, oder wegen des Wassers das sich dort mochte gesammelt haben, sondern auch wegen eines Geschwürs, das mich der heftige Husten, und der fieberhafte Zustand, befürchten ließ. Was ich dem Könige über seinen seit 1771 unveränderten Blick gesagt hatte, war in so weit wahr; aber auch nicht viel gesagt. Das

Gesicht

Gesicht war nicht nur sehr blaß und mager, sondern zumal von der weißgelben Blässe, welche nicht nur die übelste Beschaffenheit der Säfte, sondern auch der festen Theile anzeigt, und unter solchen Umständen von der übelsten Bedeütung ist. Auch die Hände fand ich aüsserst entfärbt, mager und dürr; den Leib sehr stark, und die Beine bis ganz oben an die Lenden so fürchterlich geschwollen, als nur irgend Beine geschwollen seyn können.

Alle den Zustand des Königs betreffende Papiere wurden mir von Herrn Schöning vorgeleget. Sie bestanden in einer grossen Menge von Briefen an Herrn Schöning, von seinem Herzensfreünde dem Herrn Professor Selle in Berlin, einem eben so grossen Philosoph als grossen Arzte. Herr Selle war mit Herrn Schöning über den Zustand des Königs, fast in täglicher Correspondenz; vieles aus diesen treflichen Briefen ward vormals

dem

dem Könige erzählet. Sodann zeigte mir Herr Schöning auch eine lebhafte Correspondenz zwischen dem eigentlichen Arzte des Königs Herrn Selle, und seinem alten Leibarzte, Herrn Cothenius. Aus allem sah ich: daß Herr Selle, auf eine ganz unverbesserliche Weise den Zustand des Königs, ganz von Anfang her bis ans Ende, beobachtet, beurtheilt, und behandelt hatte. Mit Schrecken hörte ich aber auch: „der König habe die „alleraussgesuchtesten, und seinem Zustande „angemessensten Arzneyen, nie über einmal „oder zweymal gebraucht. Er sey äusserst „eingenommen gegen alle Arzneymittel, mit „Ausnahme eines gemeinen Digestivpulvers, „eines kleinen Pulvers aus Rhabarber und „Glaubers Salz, und einiger andern Klei„nigkeiten, an die er einzig glaube, und de„nen er einzig und allein traue. Ueber alle „Begriffe gehe sodann die Unmässigkeit des

„Königs im Essen. Nichts gleiche dem Feüer,
„womit man alle seine Speisen würze, und
„womit er täglich seine Eingeweide verbrenne.
„Die unverdaulichsten Speisen seyen seine
„liebsten Speisen. Nichts esse er, zum Exem-
„pel, lieber als preüssische Erbsen, die här-
„teste Art von Erbsen in der Welt. Oft be-
„falle ihn daher bey Tafel, Uebelkeit und Er-
„brechen, und ein paarmal in jeder Woche
„gleich nach dem Essen eine heftige Colik.
„Kein Mensch dürfe hierüber Vorstellungen
„machen. So oft der König durch seine
„Aerzte, Herrn Selle, Herrn Cothenius, Herrn
„Frese, und Herrn Theden, beredet worden
„irgend ein Arzneymittel zu versuchen, habe
„er deswegen seiner Unmässigkeit im Essen
„keine Schranken gesetzet. Er habe zuweilen
„das Mittel gelobt, nachdem er die erste Dose
„davon eingenommen; aber gleich nach der
„zweiten Dose, bey der ersten Uebelkeit, bey
„dem

„dem ersten Erbrechen, bey der ersten Colik,
„bey der ersten üblen Nacht, habe der König
„gesagt: dieß ist die schändliche Folge der
„Arzneyen die man mir giebt! — Erschreck-
„lich habe er dann auf Aerzte und Arzney-
„kunst gescholten. Höchst erbärmlich habe
„er dann seinen Aerzten die Köpfe gewaschen,
„und sie gleich auf der Stelle heim versendet.
„Eben dieses Los habe der gute und vortref-
„liche Herr Selle gehabt, wie alle übrigen
„Aerzte. Dann habe der König, sobald er
„sich die Aerzte vom Leibe geschaffet, wieder
„gegessen und gelitten, und nichts als seine
„kleine Mittelchen gebraucht. So sey Frie-
„drichs Krankheit zu dieser fürchterlichen
„Höhe gestiegen; so werde es nun ferner ge-
„hen, und so werde Friedrichs Krankheit stei-
„gen bis zu seinem Tode."

So sprach Herr Schöning. Alle seine
Worte trugen den Stempel der Wahrheit,

wie ich an dem nemlichen Tage es selbst sah, und in der Folge zum Theile — selbst erfuhr. So jämmerlich mich auch dieß alles nicht nur hätte niederschlagen sondern zermalmen sollen, so fuhr ich doch, weil der König mich so äusserst gnädig aufgenommen hatte, im Vertrauen auf die Fürsehung Gottes, und im Glauben an die Hand die mich in meinem langen Lebenslauf aus so vielen Gefahren gerettet, ganz ruhig und zufrieden von Sanssouci zurück nach Potsdam zu meiner Frau, der ich gleich, wie in der Folge jeden Tag, in die Feder dictirte, was bey dem Könige vorfiel. Aber von dem, was mir an diesem Tage noch bevorstand, hatte ich keine Ahndung.

Den König sollte ich also um drey Uhr des Nachmittages wieder sehen. Aber gleich nach halb ein Uhr, als ich mich eben zu Tische setzte, kam ein Jäger des Königs, mit der

Nach-

Nachricht: Seine Majestät wünschen mich zu sehen, sobald ich gegessen habe! — Ich aß nichts, und flog nach Sanssouci.

Am Hügel von Sanssouci fuhren zwey Herren von der täglichen Tischgesellschaft des Königs, der Herr Marquis von Lucchesini und der Herr General Graf von Görtz bey mir vorbey. Dieß erschreckte mich, da die Tafel des Königs sonst nicht so schnell aufgehoben ward. Bey meiner Ankunft in Sanssouci erfuhr ich von Herrn Schöning, daß der König vom Morgen bis Mittag immer heftiger gehustet, einen erschrecklichen Anfall von Engbrüstigkeit habe, und in einemfort Blut auswerfe.

Schrecklich war schon der erste Anblick, als ich vor den König kam. Friedrich konnte nicht sprechen. Er hustete entsetzlich, und jedesmal gieng ihm viel Blut aus dem Munde. Sein Athemhohlen war ein mühsames und

schreckhaftes Streben nach Athem. Schlag auf Schlag kamen Augenblicke, in welchen es schien, er verfalle in einen tödtlichen Stickfluß. In seinem Lehnstuhl konnte er zuweilen nicht mehr sitzen, man musste ihm auf die Beine helfen, und ihn mit allen Kräften halten: denn alle seine Kräfte schienen verlohren, und der Kopf hieng ihm auf die Brust. Aber bald sank er dann wieder in seinen Lehnstuhl, und wenn der entsezliche Husten nachließ, erfolgte ein tiefer Schlummer. Convulsivische Bewegungen entstanden im Gesichte; zuweilen hörte ich ein leises Stönen und Wimmern. Der Puls schlug stark und schnell, aber nicht unordentlich.

Lange stand ich vor dem Könige, eh er ein Wort sprechen, oder ich ein Wort antworten konnte. Es schien immer als würde der König plötzlich ersticken. Als ich ihn zum erstenmal sprechen hörte, sagte er: „zu

„diesem

„diesem allem habe ich noch eine heftige Co-
„lik.“ — Aber kaum hatte ich ein Wort aus-
gesprochen, so lag er wieder in seinem Schlum-
mer, so bewegte sich sein Gesicht wieder con-
vulsivisch, und so hörte ich wieder das Stö-
nen. Dann riß die Gefahr des Erstickens
den König wieder aus seinem Schlummer.
So folgte dann wieder ein entsezlicher Hu-
sten, und das Blut gieng dann wieder häufig
aus dem Munde.

Dieser fürchterliche Auftritt hatte etwa
eine halbe Stunde gedauert, als der König
wieder ein wenig zu sich selbst kam. Ich bat um
Erlaubniß auf der Stelle etwas zur Erleich-
terung thun zu dürfen. Nun kam es zu fol-
genden Worten.

„Was wollt ihr thun?“ — Die Brust
erleichtern, dem Blutspeyen widerstehen. —
„Das Blutspeyen ist nichts. Ich habe im
„siebenjährigen Kriege auf eben die Art, Blut

 „aus-

„ausgeworfen. Was soll ich gegen meine „Colik thun?“ — Ein Clistier nehmen. — „Das geht den Augenblick wie ein Pistolen-„schuß weg. Doch ich werde es versuchen. „Aber was thue ich weiter?“ — Was sich ohne Vermehrung der Colikschmerzen thun läßt, muß zur Erleichterung der Brust geschehen. Eüer Majestät nehmen Oxymel und Salmiack? — „Das Oxymel hilft mir nichts. „Was soll der Salmiack?“ — Er wird kühlen, welches sehr nöthig ist, die Brust erleichtern, und die Colik nicht vermehren. — „Verschreibt mir Salmiack, und sagt mir „dann, ob ihr über meinen ganzen Zustand „jetzt recht unterrichtet seyd.“ — Das bin ich zwar. Aber haben Eüer Majestät die Gnade, den Professor Selle von Berlin hieher kommen zu lassen, damit ich mit Ihm einen Plan verabreden könne, wie Eüer Majestät künftig behandelt werden müssen. Selle

kennet

kennet ihren Zustand am besten, hat von Anfang und immerfort am besten darüber geurtheilt, und Eüer Majestät immer gut gerathen.

Mit einem erschrecklichen Gesichte, blitzenden Augen, emporgeworfenem Kopfe, und einer Stimme wie ich in meinem Leben keine Stimme gehöret habe, antwortete mir der König: „Diesen Plan erwarte ich von „eüch? Ich habe zu niemand Vertrauen als „zu eüch.“

Eüer Majestät, erwiederte ich, werde ich diesen Plan in der Folge vorlegen. Heüte muß ich wider die gegenwärtigen Zufälle thun was möglich ist.

Alle Kräfte des Königs schienen durch diese kurze Unterredung erschöpfet. Gleich darauf verfiel er wieder in einen tiefen Schlummer, der Kopf lag ihm auf der Brust, und das Gesicht bewegte sich wieder convulsivisch.

Der König hatte ein grosses weisses Schnupftuch in der Hand, das aussah als hätte man es in Blut getaucht. Es war mir daran gelegen, zu wissen, ob Eiter mit dem Blute vermischet sey. Auf einem nahen Tische sah ich ein reines Schnupftuch; ich nahm es in die eine Hand, und mit der andern nahm ich leise das blutige Schnupftuch aus der Hand des Königs. Indem ich dieß that, erwachte Friedrich, fuhr auf mit dem Kopfe, sah mich entrüstet an, ließ aber zu meinem Glücke den Kopf gleich wieder sinken, und verfiel gleich wieder in den vorigen Schlummer. Äusserst leise und behutsam legte ich indeß, das reine Schnupftuch in die Hand des Königs; sodann besah ich das andere, fand nichts darinn als reines Blut, wenig Schleim, und keinen Eiter.

Lange schlummerte nun der König, und athmete dabey mit äusserst beklommener Brust.

In-

Indessen kam der Salmiack. Als der König bey fürchterlichem Husten wieder aufwachte, sagte ich: Sire, der Salmiack ist da! Der König schüttelte den Kopf — nahm den Salmiack, auch ein Clistier, und verfiel wieder in einen Schlummer; und dieser daurte über eine Stunde, unter beständigen Verziehungen der Gesichtsmuskeln! So lange war ich bey dem Könige ganz alleine; einer, und bisweilen beyde Kammerhusaren waren in dem ersten Vorzimmer.

Ich armer Fremdling in diesem Lande war also da alleine bey Friedrich dem Grossen! Entrüstet schien er über mich; am ersten Tage nach meiner Ankunft, eh ich irgend etwas von Erheblichkeit hatte sagen und thun können! Ich war in der gegenwärtigen Gefahr, diesen an der Spitze des achtzehnten Jahrhunderts stehenden Held und König, den Europa so oft gefürchtet und immer bewundert

zwundert hat, vor meinen Augen fallen, hier — einsam in meinen Armen sterben zu sehen!

Errathen wird jeder, der jemals in der grösten Gefahr, und in dem schrecklichsten Gemüthszustande war, was ich in dieser Lage empfand. Eine brennende Hitze herrschte diesen ganzen Tag hindurch; der Schweis fiel mir herunter vom Angesichte wie Regen. Aber Blut hätte ich geschwitzet, wenn man könnte Blut schwitzen.

Ganz alleine stand ich da bey dem schrecklich grossen Manne, in der allgemeinsten feyerlichsten Stille, und weit umher herrschenden Ruhe. Mancher Gedanke der mich zerstreute, mir auch zuweilen das Herz erhöhte, gieng mir dabey durch den Kopf. Bald heftete ich meine Augen auf Friedrich; bald auf ein herrliches Bruststück des Marcus Aurelius, aus weissem Marmor und vielfärbigem Agat, das neben ihm auf dem Kamin,

min, seinem Bette gegenüber stand; und erinnerte mir dabey die Stelle aus Friedrichs Epistel an Keith: vertueux Marc Auréle, l'exemple des humains, mon héros, mon modéle! — Ohne von dem Fleck zu weichen, worauf ich stand, betrachtete ich alles, was mir an dem Könige, und in seinem Zimmer auffiel. Bey seinem übrigens etwas cynischen Anzug, hatte der König an der linken Hand einen Ring von einem sehr grossen Solitairbrillanten; an der rechten Hand einen Ring von geringem Werth und grosser Bedeütung, einen grossen schlesischen Chrysopras, also das beständige Merkzeichen Schlesiens. Zur Seite, vor der offenen Thür des ersten Vorzimmers, frappirte mich immer das schöne Portrait Kaiser Josephs des Zweiten, das Friedrich gerade da beym Ausgang aus seiner Thür auf eine Commode gegen einen Spiegel gestellet zu haben schien, um diesen grossen

und

und unternehmenden Monarch nie aus seinem Auge zu verlieren. Das nemliche Portrait des Kaisers sah ich schon im Jahre 1771 auf dieser nemlichen Stelle.

Aber bald dachte ich dann wieder an mich, und an meine gegenwärtige schreckliche Lage. Nun ist es wohl allgemein bekannt, sagte ich zu mir selbst, daß dieser grosse König da — mich hat zu sich rufen lassen. Mit den Zähnen knirschet gewiß jetzt schon der Neid, dem es immer unausstehlich ist, wenn einem andern etwas Merkwürdiges und Schönes begegnet das Ihm nicht auch begegnet: man wird es mir nie verzeihen daß ich hier vor diesem Lehnstuhl stehe! — Aber ach, wüßten doch alle diese durch eine so elende Leidenschaft bethörten Menschen, wie mir jetzt ist, welche Angst, welcher Unmuth, welche Gefahren, und welche Schrecken mich hier umgeben: o gewiß, sie würden sich freüen daß ich hier bin!

Daß

Daß Friedrich heute nicht sterben werde, sagte ich mir dann doch immer zwischendurch. Erstlich, weil er gar nicht den Puls eines Sterbenden hatte, und weil die Lebenskräfte, alles bösen Anscheins ungeachtet, wie ich aus dem Pulse sah, nicht gesunken waren. Zweitens, weil ich dachte, dieser Sturm sey vielleicht nur von periodischer Natur, und eben deswegen begleite ihn mehr Schrecken als Gefahr.

Indem ich mit meinen Gedanken so hin und her wanderte, weckten endlich Herzensbeklemmung, fürchterlicher Husten, und gegenwärtig scheinender Stickfluß, den König wieder auf. Er sagte, sobald er sprechen konnte: „Der Salmiack hilft mir nicht; Ich „will ein Digestivpulver nehmen?“— Dieß war das berühmte weisse Pulver, in welches der König so grosses Vertrauen setzte; es bestand aus Cremor Tartari, Salpeter und

Krebs-

Krebsaugen; und war die Erfindung des Herrn Cothenius. Ich antwortete: ja Ihr Majestät, nehmen Sie ihr Digestivpulver, es öfnet Ihnen den Leib, und dieß wird Sie beruhigen.

Das Digestivpulver ward genommen; und nun brachte ein geheimer Cabinetsrath eine grosse Menge offener Briefe dem Könige zur Unterschrift. Diese Briefe waren die am frühen Morgen dieses Tages ertheilten Antworten des Königs auf alle in der lezten Nacht eingegangene Sachen. Auf einen Tisch neben den Lehnstuhl des Königs ward das Paquet hingeleget. Mit zitternder Hand ergriff er die Menge offen auf einander liegender Briefe, und fieng an, seiner grossen Schwäche und Hinfälligkeit ungeachtet, zu lesen. Ich trat um einige Schritte zurück in die Thür des Vorzimmers, sah aber doch deútlich wie er jeden Brief las bevor er ihn

bebend

bebend und mühselig unterschrieb. Kurz und von wenigen Zeilen schienen mir zwar die Briefe, aber ich begriff doch kaum, was ich mit meinen erstaunten Augen sah. Als dieses Geschäft beendigt war, trat ich wieder vor den König, der einige Worte mit mir sprach, und gleich wieder in den vorigen Schlummer versank.

Er schlummerte und hustete nun abwechselnd, aber mit wenigerm und geringerm Blutauswurf. Meine Meditationen setzte ich, indeß da ich da ganz alleine wieder eine ganze Stunde bey dem schlummernden König stand, über alles fort, was mir etwa das Herz heben konnte. Schrecklich und groß war zwar diese ganze Scene, aber sie stählte mir eben durch ihre Grösse den Muth. Mit einer Art von Enthusiasmus sagte ich zu mir selbst, wenn ich dieß übersiehe, hier glücklich herdurchkomme, diesen größten und fürchterlichen

Mensch am Ende doch vielleicht gewinne: so macht mich auch gewiß weiter nichts mehr in der Welt verlegen; so trete ich, mit der grösten Furchtlosigkeit vor jeden Grossen auf Erden, und so sehe ich kühn und ruhig jedem Menschen ins Gesicht.

Ab und zu, wenn der König wachte, sprach er ein Wort mit mir. Endlich kamen einige Stuhlgänge; und nun wachte er allmählig länger, hohlte nicht mehr so ängstlich den Athem, sagte daß seine Colik nachlasse, und verabschiedete mich endlich, nachdem ich vier ganze Stunden auf diesem gefährlichen Posten ausgehalten hatte, mit einer ziemlich verdrießlichen Miene, und mit diesen Worten: „Kommt morgen frühe um halb sieben „Uhr wieder!"

---

## 28. Cap.

Ueber den Gang seiner Krankheit in der Neige seiner Tage. Ueber seine gute und üble Laune während dieser Zeit.

Gleichmüthig war Friedrich gar nicht, während seiner ganzen Krankheit. Magen, Unterleib und Imagination, hatten anjetzt diesen grösten Mann des achtzehnten Jahrhunderts gar sehr und oft unter ihrer Herrschaft. Eine einzige Indigestion drückte ihn gewaltig nieder; und kaum war der Druck weg, so loderte sein grosser Geist, wieder hoch empor. Sein Muth erhob sich gleich, wenn irgend ein Vorfall, der ihm für seine Gesundheit zuträglich schien, seine Erwartung übertraf. Schnell schritt er zu unerwarteten Entschlüssen, wenn auch nur ein einziges glückliches Wort seine Imagination

frappirte. Eben wegen seines unbezwingbaren und nicht unbegreiflichen Unglaubens an Aerzte und Arzneykunst, hielt er die allergeringste gute Wirkung eines Arzneymittels für ein Wunder; und jeden Arzt, der ihm eine Kleinigkeit vorhersagte, für einen Propheت.

Nahe bey Thronen geht man immer auf Feüer das unter arglistiger Asche glimmt. Dieß wusste ich schon lange. Darum floh ich diese sonst so lockende, aber höchst gefährliche Bahn: da eine weit grössere und glänzendere Lage mich erwartete, als die für mich seyn konnte, täglich Friedrich den Grossen — sterben zu sehen. Darum erschrack ich, als ich Friedrichs ersten Brief, in Hannover den neünten Junius 1786 erhielt: aber ich beruhigte mich fast in gleichem Augenblicke, bey folgenden Gedanken: Die Fürsehung, an die der grosse Friedrich nicht glaubt, schicket mir

diesen Ruf, und unter solcher Leitung gehe ich sicher auf dem gefährlichsten Wege. Es ist wahr, und ich weiß es schon lange, Friedrich hat keinen Glauben an Arzneykunst und Aerzte. Er hielt von jeher unsere ganze Kunst für Quacksalberey. Noch mehr als jemals wird er sie jetzt dafür halten, weil sie ihn nicht heilen kann. Unheilbar wird er und muß er seyn, weil so sehr geschickte Aerzte, wie er in Berlin und Potsdam und überall in seinen Staaten hat, ihn nicht geheilet haben, ihn vielmehr für unheilbar erklären. Aber es ist doch etwas äusserst grosses, interessantes und lehrreiches, einem solchen ausserordentlich grossen Manne in die Augen zu sehen, um ihn und bey ihm zu seyn in den lezten Stunden seines Lebens. O wie oft drücket mich mein frostiges und flaches Alltagsleben, dieses ewige Einerley! — Jede Gefahr, die mich in Sanssouci umgeben

kann und gewiß umgeben wird, muß dagegen mich ermuntern und beleben. Jede Gefahr ist mir lieber als Langeweile; und der geist- lose Alltagsgang des Lebens, bey dem man doch nie Herr über seine Zeit seyn kann, und wo man doch auch immer nur das seyn muß was andere aus uns machen wollen. Hat König Friedrich den unbezwingbarsten Un- glauben an alle Aerzte, so habe ich doch einen grossen Glauben an einen so grossen Mann. Tausendfach mag er mich als Arzt mit der ganzen Allgewalt und mit dem ganzen Drucke seiner Grösse verachten; gewiß verachtet er mich aber doch nicht als Mensch. Jedem guten Menschen ließ er doch von jeher sein Recht, und jeder Bauer fand bey ihm ein williges Ohr. Am Ende ist es auch unaus- sprechlich viel leichter mit grossen Menschen umzugehen als mit kleinen. Dieß habe ich gar oft erfahren. Also ist mir der Umgang

mit

mit Friedrich dem Grossen, so brummisch und verdrießlich dieser sterbende König auch anjetzt immer seyn mag, doch nicht so fürchterlich, daß ich nicht wenigstens den Versuch machen möchte: denn gewiß und zuverlässig haben gekrönte Haüpter, so gegründet und laut auch ihre Ursachen zur aüssersten und höchsten Menschenverachtung sind und seyn müssen, gar oft etwas Liebendes, Sanftes und Mildes im Herzen.

So tröstete ich mich in Hannover über meinen schreckhaften Ruf nach Potsdam, und mit dieser Denkart stand ich jetzt in Sanssouci vor Friedrichs Lehnstuhl.

Es war völlig unmöglich für den König etwas Nachdrückliches zu thun; dieß hatte ich schon am ersten Tage, dem vier und zwanzigsten Junius, gehört, gesehen, und erfahren. Also gleich von diesem ersten Tage an, entschloß ich mich, ganz sachte neben

dem Fels vorbeyzugehen den ich nicht vermögend war aus dem Wege zu heben. Friedrich wollte leben; aber bald wollte er auch nur erleichtert seyn, wollte daß man für seine Eßlust, für seinen Stuhlgang, und für seine Verdauung sorge; und bald verlangte er weiter nichts, als ein Mittel das ihn auf der Stelle heile! — Ein solches Mittel kannte ich und hatte ich nicht. Aber auch dieses unbegreifliche Verlangen abgerechnet, entsagte ich gleich, nach allem was ich am ersten Tage erfuhr, der Hofnung zu der Möglichkeit irgend einer ordentlichen und durchgreifenden Cur.

Ein Mittel musste ich allerdings dem Könige verschreiben, so wenig Glauben ich auch an alles hatte was ihm verschrieben werden konnte. Aber welches Mittel? — Dieß war für mich, so leicht es auch scheint, eine Sache von grosser Ueberlegung. Ein Mittel,

dachte

dachte ich, das ich einem so grossen und sterbenden Könige verschreibe, wiegt und prüfet man in ganz Deûtschland, vielleicht gar in ganz Eûropa; und alle bösen und kleinen Leûte, wenigstens in Berlin und auf meiner Nachbarschaft, nehmen es in die Zähne! Also muß ich nichts der gemeinsten Vernunft unbegreifliches, nichts dem schwächsten Auge unsichtbares, nichts zusammengesetztes, nichts weithergesuchtes, nichts zweifelhaftes verschreiben. Ein einziges, längst und allgemein bekanntes, höchst einfaches, und alle Critik aushaltendes Mittel also, bey dem ich fest bleibe, und von dem ich nicht abgehe bis es mir der Monarch aus den Händen windet, wird doch besser seyn, wird mir auch mehr Zutrauen bey ihm erwerben, wenn Zutrauen bey ihm möglich ist, als beständiges Springen von diesem auf jenes, und von jenem auf dieses. Das Mittel wozu ich

mich entschloß, konnte seinen Appetit vermehren, konnte ihm den Stuhlgang reichlich befördern ohne ihn zu schwächen, konnte ihn also doch sehr erleichtern. Dieß war unter solchen Umständen genug. Komme ich mit diesem einzigen Mittel nicht aus der Sache, dachte ich, so mag der König dann immer wieder sein altes Digestivpulver nehmen, oder sein Glauberisches Salz mit Rhabarber. Dieß segne ihm der liebe Gott, von dessen Gnade ich mir dann aber weiter in Potsdam auch nichts wünsche, als nur einen baldigen guten Abschied von Friedrich dem Grossen.

Mit solcher Einfalt in meinem Herzen und in meinem Verfahren, kam ich auch bey dem Könige glücklich durch. Glücklich kam ich sogar durch, bey allen verständigen und klugen Aerzten. Der scharfsichtige und tiefsinnige Selle erzeigte mir die Gerechtigkeit, in der Rechenschaft die er der Welt von seinem

weisen

weisen Verfahren bey der Krankheit des Königs ablegte, zu verstehen zu geben: ich sey mit meinem Mittel auf die Grund und Hauptquelle der Krankheit gegangen. Aber auf so viele Ehre machte ich nicht Anspruch: denn ich wusste wohl, daß es gar viele Umstände giebt, unter welchen auch ein treffendes Mittel nicht trifft. Also machte sich doch eigentlich mit diesem Mittel niemand verächtlich, als nur ein göttingischer Professor, der Epigrammen für Karrenschieber schreibt; niemand als nur noch ein scurrilischer Oberconsistorialrath und Oberschulrath in Berlin,× und einige andere witzigseynwollende Tröpfe, die eben so wenig als jene beyde vermochten etwas gegen die Sache zu erinnern. Alle diese schönen Geister nagten darum bekanntlich am Worte; und witzelten in ihren Almanachen, und witzeln noch immer in allen ihren Wischen vom — Löwenzahn!

× Busching

Keiner

Keiner von den siebenzehn Tagen die ich bey dem Könige zubrachte, war so heiß und schrecklich wie der erste. Keine von den drey und dreissig Audienzen, die Friedrich der Grosse die Gnade hatte mir während dieser Zeit zu ertheilen, war so niederdrückend für mich wie die zweite.

Am fünf und zwanzigsten Junius hatte ich also meine dritte Audienz, des Morgens um halb sieben Uhr. Vor der Thür des königlichen Zimmers, übergab mir der zweite Kammerhusar tausend Thaler in Bancozetteln und sagte: der König lasse mir wissen, dieß sey für meine Reisekosten von Hannover bis Potsdam; für meine Rückreise von Potsdam nach Hannover werde ich wieder tausend Thaler erhalten.

Nun trat ich vor den König, der mich sehr gnädig, sehr höflich, und sehr milde anredete, sehr zufrieden war, und von sehr

guter

guter Laune. »Ich habe weit besser geschla»fen, sprach er, als ich es erwarten durfte, »und ich befinde mich nun ganz anders als »gestern.«— Er hustete wirklich sehr viel weniger, warf nur ein Weniges von Blut aus, viel weniger war seine Brust beklommen, und der Puls ziemlich ruhig.

Ich bedankte mich für das Geschenk das ich so eben erhalten hatte. Der König antwortete mir hierauf mit diesen Worten, die mich besser trösteten, und die mir mehr werth waren als alle seine Thaler: c'est moi qui vous suis obligé de la complaisance que vous avés eu de venir ici.

Nun sprach der König über seinen gegenwärtigen Zustand. Vorerst, sagte ich, werde es am besten seyn bloß mit kühlenden Mitteln fortzufahren, und dabey sehr sorgfältig darauf zu sehen, daß hinreichende Leibesöfnung erfolge. Damit war der König zu-

frieden,

frieden. Er verabschiedete mich auf die gnädigste und allerhöflichste Art, und sagte: „habt die Güte diesen Nachmittag um drey „Uhr wieder zu kommen.“

Ich kam. Der König unterhielt sich mit mir über eine halbe Stunde, sagte nicht ein Wort von seinem Zustande, war sehr heiter und aufgeweckt, spie zwischendurch ein wenig Blut, und sprach in einemfort von englischer und französischer Litteratur.

Zum Exempel. „Locke und Newton wa„ren die grösten Denker unter den Menschen; „aber die Franzosen verstehen doch besser wie „die Engländer, die Dinge gut zu sagen.“— Die englische Sprache ist allerdings sehr geschickt zum Vortrage speculativer Philosophie, und aller höhern Wissenschaften. Aber auch im Parlamente lebet in ununterbrochener Reihe, aus der Asche eines brittischen Demosthenes ein anderer wieder auf. Die eng-

lische

lische Sprache beuget sich zu dem edelsten Vortrage in historischen Werken; und steht unter keiner in Werken von Witz und Laune. — „Hume und Robertson sind Geschicht„schreiber vom ersten Range. Ich schätze „beyde sehr hoch.“ — Gibbon übertrift sie vielleicht beyde. Alle Würde und jeder Reitz des historischen Styls, sind in Gibbon vereinigt. Seine Perioden haben einen entzückenden Wohlklang, und alle seine Gedanken sind voll Nerv und Kraft. — „Was hat „Gibbon geschrieben?“ — Ich erzählte den Hauptinhalt von Gibbons unsterblichem Werke über die Abnahme und den Sturz des römischen Reiches.

Einen Blick warf nun der König noch auf unsere Litteratur: „Wie steht es mit den „Wissenschaften in Hannover?“ — Die Hannoveraner haben ihre Einsichten dem guten Unterrichte von Göttingen zu verdanken. —



„Göttin-

„Göttingen hat sich sehr hervorgethan; aber „doch ist kein Hannoveraner dort Profes„sor!“ — Viele der geschicktesten Männer Deütschlands, leben und lehren in Göttingen. Aber verschiedene ausgezeichent gute Köpfe unter den göttingischen Professoren, sind doch auch gebohrne Hannoveraner: zum Exempel, Wrisberg und Meiners. — „Ich „kenne Meiners. Er hat ein gutes Buch „über die Schweitz geschrieben.“ — Ein sehr gutes Buch, und mit wahrer Liebe für die Schweitz geschrieben: wofür man aber auch nach Meiners Kopfe aus allen dreyzehn Cantonen mit Steinen warf.

Ein Weniges ward nun noch von der Schweitz gesprochen, etwas von Haller und einigen andern Gelehrten. Der König sprach von Haller mit grosser Güte und Gelindigkeit, und von andern Gelehrten schneidend.

Zulezt sagte er wieder auf die gnädigste Art: „Ich wünsche sehr euch Morgen um „acht Uhr wieder bey mir zu sehen.“

Am sechs und zwanzigsten Junius, fand ich den König wieder äusserst herablassend, sanft, und von froher Laune.

Die Unterredung war sehr ermunternd für mich. — „Habt ihr den Plan, wie ich „behandelt werden soll, geschrieben?“ — Nein, Sire! Aber ich habe diesen Plan im Kopfe, und werde die Ehre haben Euer Majestät, wenn sie mich hören wollen, dieß alles sogleich mit wenigen Worten zu sagen. — „Sagt was ihr wollt.“

Euer Majestät haben grosse Verstopfungen, zumal in den Eingeweiden des Unterleibes. Man muß trachten das Stockende aufzulösen, den richtigen Umlauf aller Säfte herzustellen; und, soviel man ohne Nachtheil der Kräfte kann, das Ueberflüssige wegzu-

 schaffen.

schaffen. Zuerst nehmen Euer Majestät, ganz allein, ein sehr auflösendes, eröfnendes, und gelinde abführendes Mittel. In der Folge kann man dann die eröfnenden und abführenden Mittel verstärken, und sie durch stärkende unterstützen. Dieß ist mein ganzer Plan, und weiter hinaus weiß ich nichts.

„Ihr wollt Mich also heilen?" — Lindern will ich den Zustand Euer Majestät, wenn Sie Geduld genug haben, und mir Zeit genug vergönnen. Eine sehr gelinderte Krankheit ist am Ende eine halbgeheilte Krankheit. — „Da habt ihr Recht. Aber was wollt ihr „mir denn geben?" — Ein sehr gemeines, allgemein bekanntes, äusserst einfaches Mittel, dessen sich die Griechen und Römer schon bedienten, den Saft vom Löwenzahn zur Honigdicke eingekocht (*). — „Das ist eine „Pflanze

(*) Extractum herbae et radicis Taraxaci in balneo mariae paratum et ad consistentiam mellis inspissatum.

„Pflanze die ich nicht kenne.“ — Sie wächst im Frühling auf allen Wiesen. — „Den „Löwen möchte ich wohl kennen, für den die„ser Zahn erschaffen ward?“ — (Lächelnd) Sire, dieß wird sich bald zeigen. — „Aber „kennet ihr die Wirkungen dieser Pflanze aus „eigener Erfahrung?“ — Aus häufiger Erfahrung. — „Ich will das Mittel nehmen.“

Und nun sagte der König noch bey seiner heitern und frohen, und in diesem Augenblicke sarcastischen Laune: adieu mon cher Monsieur, j'obeïrai à tous vos ordres.

Voll Erstaunung war, als ich herauskam, der biedere und redliche Kammerhusar, Herr Schöning, der, bey den meisten Unterredungen des Königs mit mir, an der offenen Thüre stand, und diese ganze Unterredung gehöret hatte. Er sagte: nie war der König in medicinischen Sachen so billig und so

lenksam; in seinem Leben begegnete er nie einem Arzte so höflich!

Gegen vier Uhr dieses Nachmittages sah ich den König wieder. Aüsserst höflich und zufrieden war er wieder, und er sprach mit mir über anderthalb Stunden von mancherley Dingen.

Etwas von dieser Conversation kann ich mittheilen. — „Seht ihr oft den Herzog von „York, und was denkt ihr von Ihm?" — Den Herzog von York sehe ich, so oft er meiner bedarf, und dann nebenher auch noch einmal in der Woche. Er begegnet mir aüsserst liebreich und gütig. Es ist mir immer wohl, wenn ich bey ihm bin. Er ist ein aüsserst liebenswürdiger und durch seine in England erhaltene Erziehung so menschlich gesinnter Herr. Nie hat mich der Herzog von York gedrücket und gequälet wie deütsche Prinzen bisweilen ihre Leibärzte drücken und quälen.

ken. Seine schöne Seele brachte aus England nach Hannover keine andern als die mit allen Rechten der Menschheit übereinstimmenden Grundsätze. Unsere sonst ein wenig spanisch gewesenen Sitten dort, haben sich auch sehr nach ihm gebildet und gemildert.

»Recht sehr gut habe ich von jeher ge»wusst, daß man einst in Hannover so spa»nisch war, wie ihr sagt; Ich liebe den Her»zog von York um so viel mehr wegen dieser »Reformation eurer Sitten.«

Die aristocratische Steifigkeit und den adelichen Uebermuth, vertrieb der Herzog von York aus Hannover, durch seine Milde und Gefälligkeit. Aber noch weit nachdrücklicher, weit republicanischer, und mit noch weit grösserer Kraft, versuchte diese Reformation sein muthiger Bruder, der junge Seemann, Prinz Wilhelm. Es ist sehr zu wünschen, daß die Söhne unsers Königs immer bey uns

 bleiben,

bleiben, damit sich bey dem Adel und dem Bürgerstande in Hannover der Rost von unsern alten Sitten ganz verwische. Als ich einst den Herzog von York, des Morgens frühe krank fand, und ihm sagte, er möchte mir erlauben daß ich ihn auf den Abend wieder sehe, antwortete er mir: kommen sie, wenn sie nichts besseres zu thun haben! — Kein Mensch ist in Hannover weniger anmassend und weniger stolz als der Herzog von York.

„Ich liebe den Herzog von York unend„lich. Er ist für sein Alter so sehr ausge„bildet. Er hat so gute Manieren, und so „viele Kenntnisse. Er ist so vernünftig und „gesittet. Man muß einem Prinzen dafür „danken wenn er so viel Verdienst hat, denn „mehrentheils haben Prinzen gar kein Ver„dienst! Ich habe den Herzog von York oft „in kleinen Dingen beobachtet, wo er gar

„nicht

„nicht vermuthen konnte, daß Ich auf Ihn
„sehe. Der Mensch achtet in solchen Klei=
„nigkeiten gar zu oft nicht auf sich selbst, und
„macht sich dann eben da weit mehr kund als
„in grossen Dingen, wo man sich immer zu=
„sammenfasset weil man weiß daß man von
„andern Menschen beobachtet wird. Bey
„diesen Wahrnehmungen habe ich auch immer
„den Herzog von York so gefunden, wie Ich
„ihn zu finden wünschte."

Sire, es ist aber auch nicht möglich, daß
man Ihnen mehr ergeben sey, als der Her=
zog von York Eüer Majestät ergeben ist.
O wie gerne würde er sein Leben für Sie
aufopfern!

„Er weiß wie sehr Ich ihn liebe; und
„ich hoffe, daß er einst ein guter General wer=
„den wird."

Der König versprach mir nun noch, be=
vor er mich verabschiedete: Er wolle Morgen

 frühe

frühe das ihm vorgeschlagene Mittel aus dem Löwenzahne nehmen.

Der Löwenzahn ward nicht genommen: denn als ich am sieben und zwanzigsten Junius, um acht Uhr des Morgens zu dem Könige kam, bemerkte ich nicht mehr die geringste Spur von allen guten Entschlüssen des vorigen Tages. Verschwunden war die Folgsamkeit, über die Herr Schöning gestern so sehr erstaunte. Der König bewillkommete mich gleich beym Eintritt in sein Zimmer mit einer aüsserst zahlreichen Artillerie von Einwürfen wider den Löwenzahn. Mit der grösten Freymüthigkeit beantwortete ich alle Einwürfe des Königs, denn seine Artillerie war dießmal nicht schwer.

Die Unterredung über den Löwenzahn ward indessen immer lebhafter, und endigte sich endlich so. — „Das sage ich eüch aber „zum voraus, Ich nehme eüre Arzney nur

„einmal

„einmal im ganzen Tage." — So haben Eüer Majestät sehr viel zu nehmen. — „Wie „viel?" — Zwey bis drey Eßlöffel voll. — „Das heisse ich nicht viel." — Desto besser. Aber nach zwey bis drey Eßlöffeln von dem Löwenzahn, die man auf einmal nimmt, kann man übel werden, vielleicht gar sich erbrechen. — „So nehme Ich den Löwenzahn „nicht!" — Es kann auch seyn, daß dieß nicht geschieht; Eüer Majestät können mit kleinern Dosen anfangen. — „Mir mißfällt „dieses langsame Fortschreiten." — So nehmen Eüer Majestät gleich zwey Eßlöffel voll in Fenchelwasser, das wohlthätig für den Magen ist. — „Kann ich bald darauf Caffee „trinken?" — Eine halbe Stunde nachher. — „Aber der Löwenzahn kann die Kraft verloh-„ren haben, die er zur Zeit der Griechen und „Römer hatte." — Diese Pflanze und ihre Kräfte kenne ich nicht etwa nur aus Büchern.

Ich bediene mich des eingekochten Safts derselben seit dreissig Jahren. Jeden Frühling verschreibe ich gegen alle Krankheiten die von Verstopfungen der Eingeweide herrühren, vielleicht mehr als einen Centner dieses Extracts. Aber — wenn auch alles was ich sage, Eüer Majestät nicht beredet, und nicht überzeüget: so machen es dieselben mit mir, indem Sie das Mittel aus dem Löwenzahn nehmen, wie Alexander mit seinem Arzte von dem man ihm sagte, er wolle ihn vergiften! Trinken Eüer Majestät diesen Gift in meiner Gegenwart, und sehen mir dabey scharf ins Gesicht. Sie werden erfahren, daß ich eben so wenig aus meiner Fassung komme, als der Arzt des grossen Alexanders.

Diese kleine Rakete schien bey dem Könige mehr zu wirken als alle medicinische Raisonnements. Er lachte laut, auf eine aüsserst liebreiche und fröliche Art, und sagte

laut

laut und nachdrücklich: „Ich werde euer „Mittel nehmen!“

Meinen Abschied für diesen Morgen gab mir der König mit folgenden Worten: adieu mon bon Monsieur. Vous me fairiés plaisir, si vous vouliés revenir cette aprésdinée à trois heure, pourvú que cela ne vous incommode pas.

Um drey Uhr fieng die Unterredung so an. „Aber sagt mir, ist es möglich, daß Ich, „in meinem Alter, nach aller Arbeit die ich „gethan, nach einem so ununterbrochenen „beschwerdevollen Leben, und jetzt nach allem „meinem Leiden, auch nur noch die allergeringste Erleichterung hoffen und erwarten „dürfe?“ — Es ist möglich. — „Ich kann „es nicht glauben.“ — Ich glaube es: denn am ersten Tage, als ich die Ehre hatte Euer Majestät den ganzen Nachmittag hindurch zu sehen, waren Sie so schwach, so

hin-

hinfällig, daß ich glaubte, Sie würden sich in langer Zeit nicht wieder erhohlen. Mit Schrecken kam ich den andern Tag wieder, und fand Eüer Majestät heiter und froh. Es ist also Lebenskraft da; und so lange die da ist, habe ich Muth. — „Morgen frühe „nehme ich den Löwenzahn.“

Am acht und zwanzigsten Junius frühe um sechs Uhr nahm der König den Löwenzahn und zwar in ziemlich starker Dose, zwey Eßlöffel voll des Saftes in Fenchelwasser aufgelöset. Ich kam zur gewöhnlichen Zeit, um acht Uhr; und hörte nun Wunder, so, daß ich meinen Augen nicht traute, und mich auf meine Ohren nicht verließ.

„Eüer Mittel, mein lieber Herr Zimmer„mann, ist ein medicinischer Courier, der auf „den ersten Befehl, geradezu, und mit der „möglichsten Schnelligkeit am Orte seiner Be„stimmung eintrift. Eüer Mittel hat Geist,

„denn

„denn es weiß wo mein Uebel sitzt. Ihr seyd „ein Mann, der gerade dahin trift, wohin „er zielet. Ihr thut Wunder: denn ich bin „heûte mehr erleichtert, als ich es noch nie „durch kein einziges Mittel gewesen bin. Ich „befinde mich besser als ich mich noch nie seit „meiner ganzen Krankheit befunden habe.“

Wunder habe ich nie gethan, werde sie nie thun, und glaube an keine, als diejenigen die Eûer Majestät im siebenjährigen Kriege thaten. Sire, Sie sagen mir zu viel, viel zu viel, Gutes von meinem Mittel! Sie haben letzte Nacht gut geschlafen, und schreiben nun meinem Mittel den behaglichen Zustand zu, den Sie dem Schlafe zu verdanken haben. Der giebt Ihnen heûte diese Kraft, diesen Muth, dieses Vertrauen.

„Mein gutes Befinden ist die Wirkung „eûres Mittels. Andere male habe ich auch „gut geschlafen, und befand mich deswegen

„nicht

„nicht besser. Seht, wie frey Ich Athem
„hohle.“ — Eüer Majestät sprechen viel schnel-
ler, und mit grösserer Leichtigkeit. — „So frey
war mein Athem nicht in langer Zeit.“ —
Aber darf ich Eüer Majestät eine Anmerkung
machen? Durch ihre Beharrlichkeit überwan-
den Sie alle ihre Feinde; durch ihre Beharrlich-
keit in allen ihren Unternehmungen, machten
Sie unerhörte Dinge möglich, und erwarben
sich einen unsterblichen Ruhm: und nur
durch diese Beharrlichkeit können Sie anjetzt
ihre Krankheit und ihr Leiden mildern. —
„Wird dieses Mittel die Geschwulst aus mei-
„nen Beinen vertreiben?“ — Vielleicht, wenn
es genug auf den Stuhlgang wirket. Dieß
können aber in der Folge auch andere Mittel
thun. — „Wie geschwind wird mich der
„Löwenzahn, nach eürer Meinung, erleichtern:
„in zwey Monaten?“ — Vielleicht in einem
Monat.

Heüte

Heute verabschiedete mich der König, mit grösserer Zufriedenheit und mit grösserer Güte, als noch an keinem der vorigen Tage.

Eben so munter und eben so zufrieden war der König des Nachmittages um drey Uhr. Er unterredete sich mit mir über sehr mancherley Dinge.

Zum Exempel. „Ihr seyd mit der Kai„serinn von Rußland in Correspondenz?" — Die Kaiserinn hat die Gnade bisweilen an mich zu schreiben. — „Die Kaiserinn frägt „euch Ihrer Gesundheit wegen um Rath." — Dazu hat die Kaiserinn keine Ursache, weil Sie der allervollkommensten Gesundheit geniesset. Litteratur, Menschenliebe und Philosophie, sind der Inhalt der Briefe womit die Kaiserinn mich beehret. — „Man weiß „doch überall, daß die Kaiserinn krank ist." — Die Kaiserinn weiß, daß man dieß überall glaubt. Sie scherzet oft darüber, und schrieb mir

mir einst: Ihre Gesundheit koste ihr jährlich dreissig Pfennige. — „Meine Nachrichten „lauten nicht so.“ — Euer Majestät wissen am besten, wie unzuverlässig, in solchen Fällen, oft die geheimsten und ganz aus der Nähe kommenden Nachrichten sind. Ich weiß sehr genau, daß alles was man von der Kränklichkeit der Kaiserinn erzählet, nicht wahr seyn kann. Die Kaiserinn verträgt die allerstärksten Fatiguen. Sie machte im vorigen Sommer eine Reise von zweyhundert und funfzig deutschen Meilen, bey der besten Laune, und der anhaltendesten Froheit des Geistes. Diese gute Laune verlässt die Kaiserinn nie, und den ganzen Tag ist ihr Geist geschäftig und wirksam. In den Stunden ihrer Musse schrieb Sie noch neulich ein Gesetzbuch für Rußlands Adel, ein Gesetzbuch für Rußlands Städte, ein vergleichendes Glossarium aller Sprachen und Mundarten, und

gegen Schwärmerey und Aberglauben einige Lustspiele voll lachender Satyre, voll Witz und Laune. — „Ich gestehe es, die Kaise„rinn von Rußland ist eine Frau von ausser„ordentlichem Genie."

Am Morgen des neün und zwanzigsten Junius befand sich der König nicht ganz so gut wie den Tag vorher; aber er war doch nicht weniger aufgeweckt, gütig, liebreich, und von heiterer Laune.

Die Unterredung war kurz. „Ihr ver„steht wie man eüre Kunst einfach machen „kann. Gar sehr liebe Ich die Simplicität „in der Medicin." — Weil Eüer Majestät gewohnt sind die grösten Dinge mit den einfachsten Mitteln auszuführen. — „Je mehr „Triebwerke man bey einer Machine anbrin„get, desto mehr kommt man in Gefahr, daß „eines dieser Triebwerke seinen Dienst versagt, „und dann die ganze Sache verdirbt." —

Der König endete die Unterredung mit diesen Worten: „Ich werde fortfahren eüer Mittel „zu nehmen.“

Um drey Uhr des Nachmittages fand ich den König aüsserst aufgeweckt und froh, ob er gleich eine Stunde vorher Leibschmerzen hatte.

„Meine Colik kommt daher, weil ich „heüte zu viel Melonen gegessen habe.“ — Allein schaden die Melonen nicht so sehr, wie in Vermischung mit vielen andern Speisen. — „Kennt ihr die kleine grüne africanische Me„lone, die inwendig weiß ist? Sie übertrifft „alle übrigen Gattungen durch die Lieblichkeit „ihres Geruches und Geschmackes.“ — Diese Melone haben wir in Hannover nicht, ob wir gleich fast alle ausländische Früchte in der grösten Vollkommenheit haben. — „Mor„gen schicke Ich eüch eine solche Melone; und „dann sollt ihr sehen, wie schwer es ist, der

„Versuchung nicht zu unterliegen.“ — Aber so bin ich ein bestochener Richter.

Als ich am Morgen des dreissigsten Junius den König bey sehr guter Laune sah, ergriff ich den Augenblick um von Diät zu sprechen. Der König gab mir in allem Recht, sagte selbst vortrefliche Dinge über Diät, und versicherte mich, daß er alle diese Regeln befolge, von jeder Speise das Schädliche und Unverdauliche absondere, und sich begnüge jede Schüssel bloß zu schmecken. Er kam nun wieder auf die Melonen, und sagte, Er wolle mir heüte selbst eine von seiner Tafel schicken: welches dann auch geschah.

Nach Beendigung des Capitels über Diät, kam der Monarch auf andere Dinge. „Findet ihr Potsdam, seit den funfzehn Jahren „da ihr hier gewesen seyd, sehr verändert?“ — Zum Erstaunen. Eüer Majestät haben in dieser Zeit eine sehr grosse Menge neüer Haüser

bauen lassen. Die Stadt ist von allen Seiten verschönert. Ausser den vielen Pallästen gefällt mir zumal auch die Bauart der vielen kleinen Haüser, die Privatpersonen so gut nachahmen könnten, wenn sie Geschmack hätten. Unsere niedersächsischen Haüserbauer sollten hieher kommen, um Haüser bauen zu lernen. Die Baukunst ist in Niedersachsen noch gröstentheils in ihrer Kindheit. Diese schönen kleinen Haüser würden nicht viel mehr kosten als unsere hölzernen Kasten in Hannover: die Verzierungen sind von einer Composition die gegen die Witterung aushält. — „Diese Verzierungen sind auch von gehauenen „Steinen, s'il vous plait!“ — Ich merke daß ich eine Sottise gesagt habe, und bitte Eüer Majestät um Vergebung. — „Ich „baue sehr gerne und baue viel.“ — Eüer Majestät machen dadurch nicht nur ihre Residenzstädte zu den schönsten Städten in Eüropa,

ropa, sondern Sie helfen dadurch auch in allen ihren Ländern der Armuth auf, und schenken Haüser an Menschen die keine Haüser haben. — „Ich habe nie kein grösseres Ver„gnügen, als wenn ich einem armen Manne „kann ein Haus bauen lassen."

Der Herr General Graf von Görtz kam um zwey Uhr des Nachmittages, gerade von der Tafel des Königs zu mir, und brachte mir üble Nachricht.

Bey der Mittagsmahlzeit hatte der König sehr übel die Diätregeln befolget, die er mir selbst diesen Morgen so meisterhaft angab. Der Herr General von Görtz machte mir, als Augenzeüge, hiervon nachfolgende Beschreibung. „Der König hatte, wie im„mer, sehr viele Suppe zu sich genommen; „und diese bestand, wie gewöhnlich, in der „allerstärksten und aus den heissesten Sachen „ausgepresten Bouillon. Zu der Portion

„Suppe die der König aß, nahm er einen
„grossen Eßlöffel voll von gestossenen Mus-
„katenblüthen und gestossenem Ingwer. Er aß
„sodann ein gutes Stück boeuf à la Russienne
„(eine Erfindung des Herrn Obersten von
„Pinto) Rindfleisch das mit einem halben
„Quartiere Brandtwein abgekocht war. Hier-
„auf setzte er eine grosse Menge von einem
„italienischen Gerichte, das zur Hälfte aus
„türkischem Waizen besteht, und zur Hälfte
„aus Parmesanerkäse; dazu giebt man den
„Saft von ausgepresstem Knoblauch, und
„dieses wird in Butter so lange gebacken, bis
„eine harte, eines Fingers dicke Rinde umher
„entsteht; über alles giesset man endlich eine
„ganz aus den heissesten Gewürzen bestehende
„Brühe, und diese von dem Lord Marshal
„in Sanssouci zuerst angegebene, aber von
„dem Könige emendirte und corrigirte Lieb-
„lingsschüssel, hieß Polenta! Endlich be-
„schloß

„schloß der König, indem er den herrlichen
„Appetit lobte den ihm der Löwenzahn ma-
„che, die Scene mit einem ganzen Teller voll
„aus einer Aalpastete, die so heiß und würz-
„haft war, daß es schien, sie sey in der Hölle
„gebacken.“

Bey Tafel zeigte sich schon die schreckliche
Wirkung dieses herrlichen Appetits. Ver-
schwunden war die gute Laune und die Frö-
lichkeit, die der Monarch den ganzen Morgen
hindurch, und auch selbst noch seiner Tisch-
gesellschaft geaüssert hatte. Noch an der Ta-
fel schlief er ein, hatte convulsivische Bewe-
gungen im Gesichte, erwachte aber bald mit
einer Neigung zum Erbrechen, und hub die
Tafel eine Stunde früher als gewöhnlich auf.

Wie jämmerlich nun schon der Monarch
in seiner Seele, mich und meinen armen Lö-
wenzahn verurtheilt hatte, dieß wusste ich
nun auch zum voraus. Es kam aber alles

noch gar viel ärger, als ich dachte, und erwartete. Um drey Uhr, wie mir befohlen war, erschien ich mit langsamen Schritten, muthlos, mit zurückgepresstem Gram, und mit wahrem Widerwillen — vor Seiner Majestät.

Schrecklich war der Blick seiner Augen. In den tiefen Höhlen der Wangen, und zumal in seinen sonst so feinen und so angenehmen Lippen, saß die schwärzeste, fürchterlichste Traurigkeit. Die ersten Worte, die der König mit einer mir ganz fremden Stimme aussprach, erschütterten mir Herz und Seele.

Lange stand ich im Zweifel, ob ich es auch wagen solle, diese Worte zu wiederhohlen? — Aber melankolische Gefühle sind bey den grösten Menschen nicht anders beschaffen als bey den allergewöhnlichsten Menschen, und der gröste Mann spricht in einer solchen Ge-

Gemüthsverfassung nicht anders als jeder arme melankolische Mensch. Also weil ich Geschichte schreibe und keinen Panegyricus, kann ich und darf ich nicht verheelen, daß Friedrich der Grosse mir in diesem schauderigten Augenblicke sagte: „Ich bin nichts mehr „als ein altes Gerippe; Ich tauge zu nichts „mehr, als hingeworfen zu werden auf den „Anger (*)!“

Mit der zärtlichsten Rührung gab ich hierauf zur Antwort: Eüer Majestät sehen jetzt nur die allerschlimmste Seite der Sache. Sie vergessen ganz die guten Zwischenraüme, die Sie so oft haben, und noch gestern und diesen Morgen hatten. Sie vergessen, was sie doch alle Tage ihres Lebens, jeden Morgen ohne Ausnahme, für ihr ganzes Reich, für alle ihrem Scepter unterworfene und an

 ihrer

(*) Je ne suis plus qu'une vieille carcasse, bonne à être jettée sur la voirie.

ihrer Vaterhand geleitete Völker, thun und sind. Solche Augenblicke von Traurigkeit gehen bald vorüber, und dann fühlen Eüer Majestät auch gewiß wieder die ganze Kraft und Gewalt ihres Geistes. Ihr Unterleib ist jetzt sehr voll und bedrücket; nach einigen guten Stühlen ist Morgen alle ihre Heiterkeit wieder da.

Der Monarch sah mir sonst immer, so lange er mit mir sprach, gerade ins Gesicht, und mit Augen wie sie Gott vielleicht nur diesem einzigen Königskopfe gab. Anjetzt da er jene schrecklichen Worte aussprach, drehten sich seine Blicke von mir weg. Aber indem ich Ihm mit bewegter und gerührter Stimme die Gefühle meines Herzens redlich und naiv ausdrückte, und mit dem Bewusstseyn, daß ich als Mensch mit einem Menschen spreche: kamen seine Augen zu mir zurück, mit unaussprechlicher Zufriedenheit, Freündlichkeit, und

Milde! Fernweg von Königen verwünschte ich mich in irgend einen armen Winkel der Freyheit, am Anfang dieser Viertelstunde; und an ihrem Ende zählte ich sie unter die glücklichsten meines Lebens.

Am Tage nach dieser schauderigten und mir doch zulezt unvergeßlich süssen Scene, am ersten Julius, war Friedrich des Morgens um acht Uhr noch niedergeschlagen und traurig, aber auf eine mildere Art. Unaussprechlich angenehm war seine Stimme. Er sprach mit mir so hinreissend freündlich und liebevoll, daß ich die gröste Mühe hatte die Thränen meiner Erkenntlichkeit zurückzuhalten. Haüfig nannte er mich: mon cher Monsieur, mon bon Monsieur, mon cher Monsieur Zimmermann, und sogar mon ami!

Solche Ergiessungen von Gutmüthigkeit waren jedoch bey Friedrich nicht was sie bey andern Menschen sind; denn unmittelbar

nachher

nachher äusserte sich schon wieder eine ganz andere Seite seines Charakters. Er sagte: „das Wohlseyn weniger Tage gieng bald „vorüber!“ — Ich vergaß auf einen Augenblick mit wem ich sprach, und hatte die treüherzige Unbesonnenheit, darauf hastig zu erwiedern: Eüer Majestät vertragen und verdauen wahrlich ihr Essen nicht! — Der Monarch, der diese Worte nicht gehöret haben wollte, gab mir zur Antwort: „Ich hatte „heüte dennoch ein sehr rührendes Vergnügen. „Man schreibt mir daß es in meinem Lande „mit der Erndte nicht so schlecht stehe, als „ich erwarten musste.“ — Aus dieser Antwort merkte ich was die Klocke geschlagen hatte, verwünschte meine Unbesonnenheit, und sprach vom Wetter! — Der König nahm sodann doch seinen Hut sehr freündlich ab, und sagte wie gewöhnlich: adieu mon cher Monsieur, ayés la complaisance de revenir ici à trois heure.

Bey

Bey sehr guter Laune war Friedrich um drey Uhr, nach verschiedenen starken Stuhlgängen, und darauf erfolgter grosser Erleichterung. Er unterhielt sich lange mit mir über mancherley Dinge, und sagte, zu meinem grossen Vergnügen, bis vollends ans Ende da ich es selbst veranlasste, kein Wort von Sachen seiner Gesundheit.

Einige Reden des Königs kann ich erzählen, und andere befielt mir die gesunde Vernunft zu verschweigen. Der König fragte; „aus welchem Theile der Schweitz seyd ihr „gebürtig? — Aus dem Städtlein Brugg, im Canton Bern. — „Ich kenne diesen Ort „nicht.“ — Es ist der Ort wo mir die Siege und Schicksale Eüer Majestät oft den Schlaf benahmen. — „Giebt es in der Schweitz „noch Abkömmlinge der ersten Stifter der „Republik?“ — Dieß wusste ich nicht. Aber ich wusste daß schwankende Antworten dem

Könige

Könige mißfielen. Also antwortete ich keck: nein! — „Wilhelm Tell war ein grosser „Wohlthäter seines Vaterlandes.“ — Er und seine Gehülfen erzeigten der Schweitz die gröste Wohlthat, die man seinem Vaterlande erzeigen kann: wir verdanken diesen heroischen Männern unsere Freyheit! — „Ich „liebe sehr die republicanischen Verfassungen. „Aber unsere Zeiten sind für alle Republiken „sehr gefährlich; nur die Schweitz wird sich „noch lange erhalten. Ich liebe die Schwei„tzer, und zumal die Regierung in Bern. „Es ist Würde in allem was die Regierung in „Bern thut; ich liebe die Berner (*).“

Es

(*) Aber Herr de Lavaux liebet die Berner nicht, denn Er sagt: Il est fort douteux que Fréderic aimât véritablement les gouvernemens aristocratiques. Il voulait sans doute faire un compliment à M. Z., ou ce qui est bien plus probable encore, montrer qu'il n'avoit conservé aucune

Es war doch ein höchst frappantes Wort aus dem Munde eines so unumschränkten Monarchen: „Ich liebe die republicanischen „Verfassungen!“ — Aber an den grösten Seelen sollten eigentlich die schönsten und den Rechten der Menschen angemessensten Gesinnungen nicht frappiren. Euer Majestät, antwortete ich, machen mich durch diese unvergeßlichen Worte glücklich und hochherzig. Aber alle Republiken verdienen doch ihre Achtung nicht: zum Exempel die Holländer.

„Der König von Frankreich regiert und „gebietet in Amsterdam so unumschränkt wie „in Champagne.“ — Und die Holländer haben jetzt ein hitziges Fieber und eine Hirnwuth,

aucune haine contre les Bernois de ce qu'ils avoient condamné un de ses ouvrages au feu. Quand on lit ce qui suit, et qu'on pense à cette brûlure, on est tenté de prendre tout ceci pour un persiflage. *Vie de Fréderic II, par Mr. de Lavaux.* Tom. VII. pag. 132.

wuth, die den Namen von Patrioten und Patriotismus ewig schändet und zum Ekel macht. — „Das ist wahr. Aber mir miß„fällt doch auch — — —“ Hier sagte mir der Monarch einige sehr wichtige Dinge über den damaligen Gang der Sachen in Holland, die mir sein gemässigtes Betragen erklärten; und dieß mit einer Offenheit über die ich erstaunte. Er hatte sogar die Gnade hinzuzusetzen: ceci soit dit entre nous!

Glücklich für mich, hatte Friedrich seinen Zustand unter diesen und andern Gesprächen vergessen. Nun kam ich aber selbst darauf; und bat Seine Majestät, den folgenden Morgen den Löwenzahn wieder zu nehmen? Der König antwortete mir, ganz meiner Erwartung gemäß: „Ich habe kein Vertrauen zu „diesem Mittel (*)“ und gewährte mir dennoch meine Bitte.

Am

(*) Je n'ay point de confiance en cette drogue.

Am zweiten Julius hatte der König den Löwenzahn wirklich wieder genommen. Er sagte mir sogar, dieses Mittel bekomme ihm gut, und war dabey heiter und froh. Einen bösen Beweis dieser Heiterkeit und dieses Frohseyns erfuhr ich jedoch, bevor ich zu Ihm kam, im Vorzimmer. Schon diesen Morgen frühe bestellte er sich für sein Mittagessen eine Nudelnpastete. Dieß war eine eben so fürchterliche Composition wie die Polenta. Ueberhaupt ließ sich der König täglich seinen Küchenzettel bringen. Mit eigener Hand strich er aus, was ihm mißfiel, und mit eigner Hand setzte er die Gerichte hinzu, die er haben wollte. Zwey solche Küchenzettel, wovon einer ganz von des Königs Hand ist, und wovon der andere die eigenhändigen Correkturen des Königs enthält, habe ich als Reliquien in meiner Verwahrung.

Ein sehr froher Morgen war indessen dieser Morgen des zweiten Julius. Der König sprach aüsserst lebhaft, und ganz in der Manier seiner besten Lebenszeiten. Aber das wenigste kann ich und darf ich von dem wieder erzählen was Er mir an diesem Morgen sagte; und dennoch hat man von mir verlangen können, daß ich mich durch eine ausführliche Erzählung von allem was an diesem Morgen vorfiel, allen üblen Folgen einer solchen Unbesonnenheit hätte aussetzen sollen, der Befremdung aller vernünftigen Menschen, und dem allgemeinsten und gerechtesten Mißfallen.

Genug der König hielt eine ordentliche Fürstenrevüe. Oft fieng er dabey an, daß er mich fragte, ob ich diesen und jenen deütschen Fürsten kenne? Er nannte mir in einer Reihe viele deütsche Fürsten, von denen ich viele nicht kenne. Ich antwortete mit der

grösten

grösten Zurückhaltung, immer so, als wenn die Fürsten gegenwärtig wären von denen ich sprach; und von jedem sagte ich auch alles Gute was ich von ihm wusste. Der König urtheilte über alle, hieb gewaltig ein, und die Hiebe waren schrecklich. Aber bey aller meiner Zurückhaltung, war es mir doch bisweilen schlechterdings unmöglich, nicht zu lachen.

Was der König von einem Prinzen sagte, der ihm gar nicht zu mißfallen schien, kann ich indessen doch nicht verschweigen, weil es mich äusserst frappirte; und weil die Conversation aus dieser Veranlassung eine mir höchst unerwartete Wendung nahm.

Vorerst sagte der König etwas zum Lobe jenes Prinzen. Ich antwortete, er ist sehr liebenswürdig. Dann fuhr der König fort: „Ich bin mit ihm nicht ganz zufrieden. — „Er ist zu intrigant.“ — Man sagt, er

 sey

sey auch ein wenig abergläubisch, setzte ich hinzu. — „Ja wohl, antwortete mir der „König, sehr abergläubisch ist er. In alle „Thorheiten der Alchymie und Theurgie hat „er sich verstiegen; und die haben, wie ihr „wisst, ihren Ursprung in der Freymäurerey. „Ich verlache alle diese Thorheiten!“

Hier ward mir bange; denn ich bin weder Schüler noch Meister geheimer Weisheit. Ein Freymäurer bin ich nicht, von den Mysterien dieser Gesellschaft weiß ich nichts, aber gar viel Gutes weiß ich von ihren guten Thaten. Ich antwortete also ganz unbestimmt: das Lächeln eines Königs ist oft das beste und immer das mildeste Gesetz.

Der Monarch erwiederte mir hierauf: „der Aberglauben verlieret doch allenthalben „seine Macht, durch die Fortschritte der Ver„nunft.“ — In Wien. Aber Sire! Es ist doch sonderbar, daß in Ländern die sonst

auf-

aufgeklärter waren als Oesterreich, eben in diesen Zeiten, da die Philosophie so vernünftig wird, und da die Physik solche Riesenschritte macht, der Aberglauben sein Haupt nun wieder so sehr emporhebet als in den Jahrhunderten der dicksten Finsterniß? — „Der Aberglauben dringet jetzt nur selten zu „den Fürsten. Aber viele von unsern Ge„lehrten sind abergläubisch."

Noch grösser war meine Verlegenheit, als mich der Monarch fragte: „ob man in Han„nover auch Unbekannte Obern habe?" — Einer, antwortete ich Seiner Majestät, kam voriges Jahr zu uns — aus Berlin! Er war in alle Weiber verliebt, warb für einen geheimen Orden, eiferte gegen alle Schwärmer, und war selbst der gröste von allen. Er verdrehte die Augen, ward blaß und roth, grimassirte und gesticulirte in meinem Hause so jämmerlich, daß ich hätte glauben sollen:

unter allen meinen Schränken, Commoden, Tischen, Stühlen, Ofen und Betten, unter meinem Dache, in meinem Keller, und unter dem Feüerheerd in meiner Küche — stecken Jesuiten! (*) Er bat mich, um Gottes willen, wenn ich unendlichem Mord und Todtschlag vorbeügen wolle, so möchte ich doch, eiligst, an die Kaiserinn von Rußland schreiben, um Sie zu warnen, vor diesem allenthalben im Finstern schleichenden Natterge-züchte (**).

Nun

(*) Des Jesuites etoient en tapinois.

(**) Der ehrwürdige Herr Pater Brey (Man sehe das Fastnachtsspiel von Pater Brey, dem falschen Propheten, im achten Bande von Goethes Schriften) verzeihe mir diese Publicität; durch die ich mir bloß alle Unbekannten Obern vom Halse schaffen wollte, von denen man jetzt in Deütschland überall angepackt wird, damit man in ihren Orden trete. Es ist wahr, der aus Berlin nach Hannover gekommene ehrwürdige

Nun kam der König an die catholischen Fürsten, und ich, da ich mir ganz unbekannte Dinge hörte, an den Pabst. Aber Friedrich fertigte mich sehr kurz ab, und sagte: „mit „Dem — ist es aus!“



dige Herr Vater Brey hat, wie es Sitte ist, Stillschweigen von mir gefodert, und ich versprach ihm dieses Stillschweigen, als er mir heüte ankündigte, er wolle mir Morgen die grossen Dinge offenbaren, die hier zu lesen sind. Aber als der ehrwürdige Mann diese Offenbarungen, zum allgemeinen Gelächter der ernsthaften Hannoveraner, von einem Haus und von einem schönen Weiblein ins andere trug, und allerwerts um Gottes willen bat, daß man doch in seinen geheimen Orten trete, brach ich mein Stillschweigen, nachdem jeder andere Biedermann in Hannover das seinige schon gebrochen hatte. Sehr unglücklich und unverdient, hielt mich also freylich dieser Adonis für einen Fisch in seinen Teich, als er mir versicherte: Er wolle mit zwölf solchen Fischen ganz Eüropa umstimmen, und dadurch einem unglaublicher Blutbade vorkommen.

Am Nachmittage dieses Tages wirkte nun die Nudelnpastete; und zwar so. — „Hört-„mal, es scheint mir doch, der Löwenzahn sey „weiter nichts als un peu miton mitaine?“— Euer Majestät glauben ganz gewiß nicht, daß ich es wagen und mich erfrechen würde, Ihnen medicinisches Spielwerk zu verschreiben! Aber man kann auf eine Krankheit, wie die Krankheit Euer Majestät ist, nicht Sturm laufen. — „Das begreife Ich: denn wenn „ihr auf die Krankheit Sturm lauft, so „schmeisst ihr den Kranken zu Boden.“

Uebrigens war der Monarch sehr gnädig und sehr höflich, und versprach mir beym Abschied: „er werde Morgen frühe den Lö-„wenzahn wieder nehmen.“

Am Morgen des dritten Julius nahm er auch den Löwenzahn, befand sich ziemlich gut, und war wieder sehr gnädig und gütig. Muth hatte ich auch, weil mir den Abend

vorher

vorher Herr von Lucchesini erzählte, der König habe so eben mit der grösten Güte von mir gesprochen, und in Gegenwart seiner ganzen Abendgesellschaft gesagt: „Ich bin „Zimmermann Dank schuldig, und bin un„endlich mit ihm zufrieden(*).“ — Diesen Muth bedurfte ich anjetzt um so mehr, da der König an diesem Morgen von nichts als medicinischen Dingen, die meine Leser nicht interessiren würden, mit mir sprach; und da ich deswegen auch gleich die Gelegenheit ergriff, Ihm manche nützliche Wahrheit zu sagen.

Sehr gut befand er sich auch am Nachmittage des dritten Julius, und er war wieder von der besten Laune. Kurz eh ich kam, hatte er aus eigenem Antrieb, einen aus dem wässerigten Aufgusse von Hollunderblüthen,

 und

(*) Je dois des remercimens à Zimmermann, et je suis infiniment content de lui.

und Essig, aufsteigenden Qualm eingehaucht, den ich ihm, einige Tage vorher zur Erleichterung des Athemhohlens angerathen hatte, und dessen gute Wirkung er den Herren von seiner Gesellschaft lobte. Nun sagte mir der Monarch selbst, wie nützlich und wohlthätig ihm dieser Qualm seyn; und er setzte hinzu, auch nach dem Clistier, das ich ihm diesen Morgen rieth, befinde er sich sehr wohl.

Aber nun war wieder von der leidigen Diät die Rede. Ich sagte alles über diesen kitzlichen Punkt was ich nur irgend nützliches sagen konnte. Alles was ich sagte, hieß der Monarch, in dieser guten Stunde, sehr gut. Dann gieng die Conversation auf folgende Art fort.

„Melonen, das gestehe ich, vertrage ich „nicht.“ — Heüte aß ich mit meiner Frau das lezte Stück der Melone, die Eüer Majestät mir vor vier Tagen schenkten. — „Ihr „habt

„habt aber doch gesehen, wie meine christliche
„Seele gemartert seyn muß, wenn ich dieser
„Versuchung widerstehen soll.“ — Es scheint
daß Eüer Majestät solche Früchte nicht ver-
tragen die Ihnen den Leib nicht öfnen, und
Sie nicht ein wenig purgiren. Dieß thun
Melonen nicht. Trauben sollten Eüer Ma-
jestät essen, weil diese gelinde abführen, und
weil Sie auf alles, was gelinde abführt,
sich besser befinden. — „Ihr habt recht,
„Trauben sind die einzige Frucht, die Ich noch
„vertrage.“ — Trauben sind gar in man-
cher Absicht eine äusserst gesunde Frucht, aber
in nördlichen Ländern kann ich leider nur we-
nigen Menschen Trauben anrathen, weil
man keine Weinberge hat. — „Habt ihr die
„Weinberge in meinem Lande nicht gesehen?“—
Mit wahrer Ueberraschung sah ich den herr-
lichen Weinbau auf dem Wege von Bran-
denburg nach Potsdam. Lange war ich von
Magde-

Magdeburg her, durch den tiefsten Sand gereiset, und oft durch ganz unfruchtbare Gegenden; und nun kam ich auf einmal in Entzückung, als ich nah bey der Stadt Werder die gröste Fruchtbarkeit erblickte. Bey der höchsten Cultur, durch die sich die Gegend von Werder in eine der schönsten und reichsten Gegenden verwandelt und veredelt hat, vergaß ich aber auch bald den brandenburgischen Sand. — „So stolz sind die „Menschen, daß sie glauben, alles in der „Welt sey nur für sie da: und doch weiß Ich „nicht, warum Gott den Sand erschuf.“

Ein unglückliches Lachen befiel mich in diesem Augenblicke, weil es mir so äusserst natürlich schien aber doch auch zugleich etwas comisch auffiel, daß ein Churfürst von Brandenburg mit solcher Naivheit gestand: „Er „wisse nicht warum der liebe Gott den Sand „erschuf!

„erschuf!“ — Dieses Lachen brachte mich in Verwirrung, aber ich erhohlte mich bald.

„Mit der Betriebsamkeit meiner Unter„thanen in dieser Gegend bin Ich äusserst zu„frieden. Aber es giebt auch Weinberge in „Schlesien. Wein wird dort jedes Jahr für „dreyhundert tausend Thaler gebaut. Aus „einem Theile dieses Weines macht man „Essig, und mit dem andern treibt man viele „Betrügereyen; man versendet ihn nach Stet„tin, und dann kommt er von da als Pon„tack zurück. Habt ihr hier den Weinberg „des Arztes Frese gesehen?“ — Den Weinberg und seinen Besitzer. Beyde gefielen mir sehr. „Dieser Wein bringt seinem Besitzer „jährlich dreyhundert Thaler ein.“ — Den Wein habe ich gekostet. Er hat zwar eine sehr schöne Röthe, aber nehmen es mir Euer Majestät nicht übel, er ist fürchterlich herb und sauer. — „Na so müsst ihr darum auch

„meine

„meine eigene Trauben kosten.“ — Der Kö-
nig rief sogleich einen Bedienten herein, und
sagte, daß man ihm einen Teller mit Trauben
bringe. Seine Majestät wählte sodann selbst
die schönste Traube aus, gab sie mir, und
sagte: „Esset das.“ — Die Traube schmeckt
so vortreflich als die schönste Traube von
Neûfchatel. — „Ist aber auch, mit Erlaub-
„niß, im Treibhause gewachsen.“

Nachdem diese Unterredung über mancher-
ley Dinge noch eine gute halbe Stunde fort-
gedauret hatte, sagte der König: adieu mon
cher et bon Monsieur, und setzte spaashaft
hinzu, je me recommande à votre pro-
tection, et à votre bonne providence!!

Von der herrlichsten Laune war der Mo-
narch, am vierten Julius, des Morgens um
acht Uhr. Er sagte mir: „Mit eûrem Lö-
„wenzahn bin ich aûsserst zufrieden. Dieses
„Mittel erleichtert mich sichtbarlich. Es giebt
„mir

„mir den grösten Appetit, und hält mir den „Leib sehr gut offen. Ich will es sehr gerne „fortgebrauchen.“ — Gestern frühe und heüte, nahm ich die Freyheit ohne daß es Eüer Majestät wussten, denselben drey Eßlöffel voll von dem Saft des Löwenzahns, anstatt zwey Eßlöffel voll geben zu lassen.

„Das bin ich sehr zufrieden. Wenn ich „Arzney nehme, so weiß ich wohl, daß ich „garstiges Zeüg nehme, und schlucke geschwind, „ohne auf den Geschmack zu achten. Eüren „Qualm habe ich auch wieder eingehaucht, „der mich sehr erleichtert, und mit dem ich „ebenfalls fortfahren will. Aber aber“ (Hier hub der Monarch den Arm in die Höhe, streckte seinen Zeigefinger aus, und schwang seine Hand freündlich gegen mich, indem er diese Worte aussprach) „fünf und siebenzig „Jahre?“ — — Ein Leben, wie das Leben Eüer Majestät, berechnet man nicht nach der

Zahl

Zahl der Jahre. — „Heůte, um eilf Uhr,
„will Ich ausreiten! Lieber Herr Zimmer-
„mann ich empfehle mich.“

Recht guten Appetit hatte auch schon der König an diesem frühen Morgen bey seiner herrlichen Laune. Nachdem er von vier bis sechs Uhr seine Regierungsgeschäfte abgethan, sodann seinen Löwenzahn und bald darauf seinen Kaffee genommen, aß er beynahe diesen ganzen Morgen hindurch recht herzhaft. Als ich eben weggieng, ließ er sich zum Frühstück einen Teller voll Zuckerwerk bringen, das aůsserlich eine zarte Rinde von Zucker und Eyweiß hat, und in Deůtschland innerlich mit gesaůrtem Rohm (crême) ausgefüllet wird. Dieß setzte der König auf den Löwenzahn; sodann aß er noch Erdbeeren, Kirschen, Diablotins, und kaltes Fleisch.

Mit aůsserst grosser Mühe brachte man ihn um eilf Uhr auf sein Pferd. Er ritt

drey

drey Viertelstunden, mehrentheils im Gallop, im grossen Garten von Sanssouci, und kam ganz ausserordentlich matt und entkräftet zurück. Bey Tafel hatte er gar keinen Appetit. Gleich nach der Tafel musste er sich erbrechen: worüber sich diejenigen nicht verwunderten, die wussten, wie der König gefrühstücket hatte.

So beklommen, so matt, und so bedrücket, fand ich ihn des Nachmittages um drey Uhr, daß er mich gar nicht sprechen konnte, und mich mit diesen Worten verabschiedete: pardonnés, mon cher Monsieur, je ne puis plus parler! — Was übrigens, unter diesen Umständen, geschehen könne, verabredete ich mit meinem Freünde, Herrn Schöning.

Weit besser als am gestrigen Mittag, Nachmittag und Abend, befand sich nun schon wieder der König am Morgen des fünf-

ten Julius. Er klagte indessen noch über Druck im Magen und Unterleibe: und ich, um mich in Zeit und Welt zu schicken, rieth ihm sein liebes altes Digestivpulver! — Lust zum Sprechen hatte er jetzt wieder.

„Meine Augen schmerzen mich.“ — Es ist zu viel Sonnenlicht hier. Befehlen Eüer Majestät, daß ich eine Fenstergardine zuziehe? — „Nein, nein; Ich habe immer das „Licht geliebet.“ — Auch haben es Eüer Majestät immer um sich her, nah und fern verbreitet. — Mit einem aüsserst sanften und freündlichen Lächeln antwortete hierauf der „Monarch: Ach ich war doch immer nichts, „als ein armer Sterblicher!“

Mit der nöthigen Behutsamkeit fieng ich nun wieder an, von dem gegenwärtigen mich sehr beängstigenden Zustande des Königs, zu sprechen. Aber König Friedrich hatte nun wieder Muth. — „Bisher haben wir mit dem „Feinde

x/. Berl. Monatsschr. 1790. p. 365

„Feinde nur scharmutzirt; aber wir haben ihn „nicht geschlagen?" — Man muß den Feind immer von neüem angreifen, und ihm keine Ruhe lassen — „Eüre Art Krieg zu führen „gefällt mir." — (Nachdem ich den Puls gefühlet hatte) Der Puls ist gut, und nicht schwach. So lange der Puls so bleibt, ist jedes andere Merkmal grosser Schwäche doch nur vorübergehend. Eüer Majestät waren gestern Mittag, Nachmittag und Abend, aüsserst schwach, und nun wird man schon wieder von dieser Schwäche nichts gewahr. Kraft ist also im Herzen.

Diese kleine Reflexion schien den König zu freüen. Er antwortete mir lächelnd, und mit einer höchst zufriedenen Mine: „Wisst „ihr woher das kommt? c'est que mon „Pére n'a jamais eu la Vérole. Habt ihr je „die kleinen kraftlosen Gespenster gesehen, die „man in Frankreich so haüfig sieht, und die

„so trübselig für die Sünden ihrer Väter „büssen?“ — In Paris sah ich sie wandeln wie Leichname. Eben so lüderlich sind zwar die Engländer, oder eigentlich sind sie noch lüderlicher als die Franzosen. Diese sind es aus Temperament, die Engländer aus Grundsätzen: denn Lüderlichkeit ist guter Ton und Landessitte in England! Aber dennoch behalten die Engländer immer mehr Derbheit als die Franzosen. — „Das kommt daher, „weil die Engländer nahrhaftere Speisen „essen als die Franzosen: ob Ich zwar auch „nicht recht begreife, wie ein blutiger Braten „Kräfte giebt.“

Nun verabschiedete mich der Monarch auf eine Art, die mich vermuthen ließ, ich werde heüte die Erlaubniß erhalten wieder nach Hannover zurückzugehen. Denn er sagte: J'espére, mon cher Monsieur, que vous me fairés le plaisir de revenir encore une fois

cette

cette aprésdinée, afin que je puisse vous faire mes remercimens pour toutes les complaisances que vous avés eües pour moi.

Nichts erwehnte indessen der König von meiner Abreise, als ich um drey Uhr des Nachmittages die Ehre hatte ihm wieder aufzuwarten. Er klagte noch sehr über Druck im Magen und Unterleibe, und sagte daß er sehr von Blähungen und Krämpfen leide. Dabey war er von ziemlich übler Laune, wie folgende Unterredung zeigt.

„Euer Löwenzahn hat nichts gewirkt. „Ich befinde mich nicht besser seitdem ich die„ses Mittel genommen habe.“ — Euer Majestät erinnern sich, daß ich Ihnen dieses Mittel vorgeschlagen habe, um Sie dadurch zu erleichtern, aber nicht mit der Hofnung Sie dadurch zu heilen. Noch ist der Löwenzahn bey weitem nicht lange genug gebraucht, um auch nur gehörig erleichtern zu können; und

die öftern Unterbrechungen zerstören alles Gute, das vielleicht dadurch geschieht. — „Es ist wahr, ihr habt es mir gleich gesagt: „daß Ich keine Erleichterung von dem Löwen„zahn empfinden werde, als erst nach dem „Gebrauche von einem ganzen Monat.“

Kurz war die Unterredung. Der Monarch verabschiedete mich bald, und mit dem bedeütungsvollen und fatalen Worte: adieu Monsieur le médecin! — So oft der Monarch brummisch, oder wenigstens sehr übler Laune war, und sonst niemals, nannte er mich: Monsieur le médecin!

Als die Herren von der gewöhnlichen Abendgesellschaft, um halb sechs Uhr, zu ihm kamen, verabschiedete er dieselben augenblicklich mit diesen Worten, die mir der Herr Marquis von Lucchesini erzählte: Messieurs, je serois de trop mauvaise compagnie ce soir!

Etwas

Etwas besser befand sich der König am sechsten Julius, und er sprach mit grösserer Kraft.

Die Conversation gieng so: „Ich fühle „mich durch den Löwenzahn nicht geheilet.“— Meine Absicht war die Engbrüstigkeit Eüer Majestät dadurch zu erleichtern; und, so viel als möglich, der Wassersucht und ihren Folgen vorzubeügen. Aber hindern kann dieses Mittel nicht, daß Eüer Majestät nicht von Indigestionen leiden, wenn Sie Indigestionen haben. — „Ich habe die Wassersucht „nicht.“ — Was nicht ist, kann noch sehr leicht werden. Man muß alles thun, um die Gefahren der Wassersucht abzuwenden.— „Ich fürchte keine Gefahr, aber leiden mag „Ich nicht. Ein Mittel verlange Ich, das „mir auf der Stelle helfe.“ —— Dieses Mittel wünsche ich Eüer Majestät von Herzen; aber ich kann es Ihnen nicht verschaffen.

fen. — „So gehe denn alles wie es gehen „mag. Ich fürchte nicht den Tod sondern die „Schmerzen. Adieu Monsieur le médecin!

Eine starke Colik kam um drey Uhr. Diese Colik war die Folge einer abermaligen Indigestion. Der Monarch war dabey von schrecklich übler Laune. Er hatte bey der Mittagsmahlzeit häufig von einem frischen Aal gegessen. Nun gab er, wie sich das von selbst verstand, die traurigen Wirkungen dieser höchst unverdaulichen Speise auf den armen Löwenzahn.

Brummerey und üble Laune konnten nun wahrlich gegen Monsieur le médecin und gegen den Löwenzahn, höher nicht mehr steigen. Dieß veranlasste den Anfang einer Conversation, die ich aber glücklich ausbog, indem es mir gelang die Imagination des erbitterten Monarchen für eine Weile auf an-

dere Gegenstände zu leiten, aber freylich nicht ganz zu besänftigen.

Der Monarch fragte mich brummisch und sarcastisch: »Haben eüre hannöverischen Sol»daten in Gibraltar, diesen Löwenzahn auch »herunter geschlucket?« — Nein, Sire, sie tranken dafür Malaga und Portwein. — »Das Betragen der Hannoveraner in Gibral»tar, war sehr ruhmwürdig. Wie geht es »ihnen in Ostindien?« — Gleich nach ihrer Ankunft, bevor sie an die erschreckliche Hitze gewohnt waren, mussten sie üble Märsche thun. Mancher fiel dabey vom Sonnenstiche todt zur Erde. Gleich nach einem solchen Marsch, auf dem man sie Hunger und Durst leiden ließ, schlugen sie sich doch tapfer mit den Franzosen. Anjetzt sind sie das Clima so gewohnt, daß sie gar keine Lust bezeügen wieder zu kommen. Eüer Majestät sehen, daß die hannöverischen Kriegesvölker sich immer gleich

bleiben, immer mit Muth und Ehre sich betragen, in Ostindien wie in Gibraltar und in Deütschland.

„Adieu Monsieur le médecin!“

Alle üble Laune war am siebenten Julius durch reichliche Stuhlgänge vertrieben. Schon einige Tage her nahm der König zuerst sein liebes altes Digestivpulver. Nachher, was ich für besser hielt, Rhabarber und Glaubers Salz. Gestern Abend erfolgten viele recht herrliche Stuhlgänge: und augenblicklich war Friedrichs Seele wieder heiter und offen.

Nun sprach Er des Morgens um acht Uhr: „Es ist mir ein neües Mittel ange„kommen, das Ich diesen Mittag probiren „will, frische Häringe.“ — Ich wünschte Glück zu dem neüen Mittel, bat aber dabey die Rhabarber und Glaubers Salz nicht zu vergessen; und ward hierauf, für diesen Morgen, in Gnaden verabschiedet.

Nicht

Nicht mehr so gut wie des Morgens, befand sich der König um drey Uhr des Nachmittages. Er war zwar überaus sanft und gütig als ich kam, aber nicht so als ich gieng.

„Lange habe Ich über dasjenige nachgedacht: was ihr mir gestern von der Wassersucht nicht gesagt, aber doch habt merken lassen! — Mir deücht ihr habt Recht; denn Ich habe den Finger in meine geschwollene Beine eingedrücket, und die Grube blieb. Dieß ist ein klarer Beweis der Wassersucht.“ — So viel ist gewiß, daß mancher an sich dieses Experiment zehn Jahre hindurch macht, und deswegen die Wassersucht nicht hat. — „Ach sprecht mir nicht mehr von Hofnung!“ — Weiter will ich auch nichts sagen, als daß Euer Majestät weniger husten und weniger engbrüstig sind. — „Das ist wahr: aber mein Unterleib taugt nicht.“ — Alle Beschwerden des Unterleibes,

leibes, über die sich Euer Majestät so oft und so sehr beklagen, rühren doch auch oft nicht unmittelbar von der Krankheit, sondern von ganz zufälligen Ursachen her, die Euer Majestät sehr gut kennen. — „Eben jetzt „leide ich sehr von Spannungen und Krämpfen im Leibe.“ — Nehmen Euer Majestät Pfeffermünzwasser. — „Wird dieses Wasser „mir auf der Stelle helfen?“ — So gut als so was helfen kann!

Adieu Monsieur le médecin!

Ziemlich gut befand sich der König am achten Julius des Morgens. Er hatte fünf Stunden geschlafen. Anjetzt klagte er jedoch über Blähungen, und so entstand folgende Unterredung.

„Mich befällt gewiß noch die Windsucht, „und die Wassersucht.“ — Wegen der Windsucht haben Euer Majestät nichts zu besorgen;

ten; und gegen die Wassersucht hat man Arzneyen. — „Ich verlange keine Arzneyen, „und will keine nehmen, als solche die auf „der Stelle ihre Wirkung thun, und mich hei„len. Das Pfeffermünzwasser, das ihr mir „gestern angerathen, heilte mich nicht von „meinen Blähungen.“ — Ach wir haben nur gar wenige specifische Mittel, und auch diese heilen nicht immer, und nie auf der Stelle. Wir Aerzte sind gar arme Leüte! — „Aber doch immer reich an Regeln.“ — Eine meiner Regeln halte ich wenigstens für wahr: die einzigen gefährlichen Feinde Eüer Majestät sind ihre Köche. — „Ihr könnet eüch „nicht vorstellen, wie mässig Ich bin! Ich „koste bloß meine Speisen, und esse nur um „mich zu stärken.“ — Sire, ich habe noch eine Regel, an die ich fest glaube: man wird nur durch das gestärket was man verdaut. — „Sehr wahr.“ — Der Küchenmeister Eüer

Maje-

Majestät ist ein grosser Mann (*) in seiner Art; aber ich halte ihn für einen gefährlichen Mann. — »Niemand versteht besser gute »Köche zu ziehen als eüre Herren Minister in »Hannover. Mein bester Koch ist aus dieser »Schule.« — Unsere Herren Minister lassen sehr gut für ihre Gäste kochen; sie selbst leben mässig und einfach. — »Ich habe hier einen »eürer Minister gesehen, den Herrn von Lich»tenstein, der mir wohlgefiel.« — Herr von Lichtenstein ist unser Oberhofmarschall; er hat viele Weltkenntniß, und ist ein liebenswürdiger Hofmann. Ich sehe ihn oft, weil ich sein Arzt bin, und weil Oberhofmarschälle gerne mit Aerzten in gutem Vernehmen stehen.

(*) Er hieß Monsieur Noël: und ist durch die gedruckte Epistel berühmt, die Friedrich der Grosse im Namen des Kaisers von China à Monsieur Noël schrieb, um sich bey Ihm, wegen eines neüerfundenen Gerichtes (Bombe à la Sardanapale) nach Würden zu bedanken.

hen. — „Noch im vorigen Jahre sah Ich
„hier den Herrn Minister von Beůlwitz aus
„Hannover." — Er war an Eůer Majestät
wegen des deůtschen Fürstenbundes geschicket,
und beherzigte dieses Geschäft mit grosser
Wärme. — „Herr von Beůlwitz dachte hier-
„über als ein wahrer deůtscher Patriot." —
Eůer Majestät haben durch diesen friedsamen
Bund, allen ihren unsterblichen Thaten die
Krone aufgesetzet. — „Deůtschland ist eine
„Art von Republik. Es war in Gefahr seine
„republikanische Form zu verlieren; Mich
„hat es gefreůet dieselbe wiederhergestellet zu
„sehen."

So sprach der Stifter des deůtschen Für-
stenbundes. — Aber dieß war nicht statistisch
gesprochen, sagte mir einer der grösten deůt-
schen Publicisten? — Es war aber, wie
mir deůcht, höchst bescheiden und höchst
sublim gesprochen, wenn auch nicht nach

dem

dem Leisten unserer Herren Statistiker und Publicisten.

Fünf Viertelstunden daurte diese Unterredung, die ich nicht ganz erzähle. Der Monarch war sehr gesprächig und sehr gnädig, aber immer zwischendurch über den Druck im Unterleibe unruhig.

Als Friedrich von der Mittagstafel kam, musste er, nach einer mässigen Mahlzeit, sich erbrechen. Er war sehr schläfrig und traurig um vier Uhr des Nachmittages; und sagte mir: „meine Blähungen bringen mich noch „ins Grab!" — Ich bat einen Eßlöffel voll Rhabarbertinctur mit Hofmanns schmerzenstillenden Tropfen zu nehmen, und damit anhaltend fortzufahren. Der Husten hatte diesen Morgen auch wieder angefangen, und diesen Abend soll er heftig gewesen seyn, wie mir dieß nachher, der Herr Marquis von Lucchesini sagte.

Sehr

Sehr zufrieden war nun schon wieder der Monarch, als ich am neünten Julius des Morgens um acht Uhr zu ihm kam. Wie wenig er im Ganzen gleichmüthig war, und wie oft seine Seele stieg und fiel, dieß erhellet genug aus diesem langen Register der Abwechslungen seiner Laune. Alles gieng dabey so menschlich zu, daß ich mich gar nicht darüber verwunderte. Aber daß man von diesem allem nichts wissen will, und daß immer ein Schriftsteller dem andern das vollkommenste Gegentheil von dem nachsagt was ich sah: dieß kommt doch wohl zum Theile daher, daß man in Deütschland noch gar haüfig glaubt, man müsse von einem so grossen Könige gar nicht sprechen wie von einem Mensch.

Heüte sagte mir nun wieder Friedrich: „Ich befinde mich sehr wohl nach dem gestern „genommenen Mittel. Mehrere recht gute

„Stuhlgänge hatte Ich nach demselben noch
„gestern Abend, auch zwey in der Nacht,
„und sie waren nicht weich, sondern alle von
„Consistenz.“ — Verschwunden waren heüte
alle Krämpfe und alle Traurigkeit, auch der
Husten; und die Spannung im Leibe war
gering.

„Nachdem Ich alles wohl überleget habe,
„was mir in diesen lezten Tagen widerfuhr,
„glaube Ich doch, Ich habe mir lezthin eine
„Indigestion durch die frischen Häringe zu-
„gezogen.“ — (Immer war Friedrich ge-
wohnt, in Absicht auf seine diätetischen Ver-
gehungen die Ursache da zu suchen wo sie nicht
war: denn neben den Häringen hätte er noch
eine Menge höchst ungesunder Dinge gegef-
sen!) — Die kleinste Diätsünde Eüer Maje-
stät bestehet wohl darinn, daß Sie Häringe
gegessen haben; diese konnten Ihnen nur scha-
den, wenn Sie zu viel davon assen, und

mehr

mehr als Sie im Stande sind zu verdauen. Also glaube ich, viele andere Dinge zusammen haben die Anhaüfungen veranlasset, von denen Eüer Majestät in den lezten Tagen so sehr litten.

Einen Eßlöffel voll Rhabarbertinctur mit Hofmanns Tropfen nahm der Monarch wieder diesen Morgen eh ich kam. Das Sonderbare hatte er in seiner Leibesbeschaffenheit, daß ihm wenige Grane Rhabarber, funfzehn zum Exempel, den Leib gewaltig öfneten. Ein stark abführendes Mittel, und überhaupt ein sehr wohlthätiges Mittel, war also ein Eßlöffel voll Rhabarbertinctur für Ihn. Daher liebte er so sehr die Rhabarber. Daher empfahl er die Rhabarber dem berühmten Gellert in Leipzig gegen die Hypochondrie. Daher rührte er einst eigenhändig an seiner Tafel, Rhabarber in einem Glase ein, für den guten Abt Bastiani. Daher empfahl er seinen Solda-

ten so oft die Rhabarber. Als ihm einst im siebenjährigen Kriege in Sachsen viele Wagen mit kranken Soldaten begegneten, und er hörte alle diese Soldaten haben den Durchfall, fragte er sie: „was giebt eüch der Feld-„scheer dafür?“ — O er giebt uns gelbe Pulver, schrie einer, wonach es immer ärger wird! — „Das ist sehr gut, erwiederte der „König, es wird Rhabarber seyn; dabey „bleibt, so werdet ihr besser (*).“

Etwas weniger gut als den Morgen fand ich den König den Nachmittag um drey Uhr, denn er hatte den Mittag gut gegessen. Aber der Kopf war ihm auf eine bewundernswürdige Art durch die Rhabarbertinctur aufgehellet, und er war von überaus guter Laune. Eine neüe Idee kam auf die andere Schlag auf Schlag. Ueber zwey Stunden nach einander sprach der König mit mir ununterbrochen

(*) Anekdoten und Karakterzüge. VI. 81.

chen fort. Von allen Unterredungen, mit welchen Er mich beehret hat, war diese die merkwürdigste. Aber unglücklicher Weise ist es auch die Unterredung, von der ich das allermeiste nicht erzählen kann und darf.

In tiefer Meditation und den Kopf ganz seitwerts an seinen Lehnstuhl lehnend, fand ich den Monarch. Sein erstes Wort überraschte mich. — „Die Uebersicht einer grossen und sehr verwickelten Sache, sagte Er, „ist doch aüsserst schwer.“ — Ich antwortete auf gut Glück: diese Kunst hat von Anbeginn der Welt, niemand besser verstanden als Eüer Majestät. — Nun ward mir aber gleich die Absicht des Königs durch folgende Worte deütlich: „Ein Reich das grösser ist „als Frankreich, kann nicht gut regiert werden.“ — Ich war so frey hierauf zu erwiedern: Entweder gehorchet in den Provinzen das Volk dem Gouvernement nicht, oder

die Gouverneüre thun nicht immer was man ihnen befiehlt, sondern viel lieber was ihnen gefällt.

„Rußland ist ein zu weitläuftiges und zu „grosses Reich." — Nicht für den Geist und das Herz von Catharina der zweiten. Aber in der Zukunft könnte dieses Reich wohl unter seiner gewaltigen Grösse erliegen (s'ecrouler sous sa masse). — Hier hub der König den Finger lächelnd gegen mich auf, indem er mir sagte: „Glaubet das nicht!" — Sire, das russische Reich kann sich einst vertheilen wie Alexanders Reich nach seinem Tode, Gouverneüre einzeler Provinzen können sich zu Königen dieser Provinzen aufwerfen; und sich mit andern Gouverneüren, von eben solchen Gesinnungen schlagen. — „Hierinn habt „ihr Recht; das glaube Ich auch."

Nun kam der König auf Reiche, und Länder, und Regierungen die uns näher lie-

gen.

gen. Er schien mir manches sagen zu wollen damit ich es nicht vergesse. Höchst merkwürdig war wenigstens alles, und vergessen habe ich nichts; aber meine meisten Erinnerungen von jenem Tage sind nicht mittheilbar.

Als der König zuerst anfieng über Geschichte der Zeit und politische Gegenstände mit mir zu sprechen, verhüllete ich mich natürlicherweise in das allerehrerbietigste Stillschweigen. Aber dieß half mir nichts: denn er schwieg jedesmal, wenn er gesagt hatte was er sagen wollte. Sobald er aber am Ende seines Spruches war, oder am Ende seiner Periode, sah er mich dann lebhaft und feürig, und gleichsam fragend an? — Antworten und reden musste ich also, es mochte mir nun kosten was es wollte! Je rascher, kecker, unbefangener und freyer, meine geringen Antworten auch alsdann waren, desto besser schienen sie immer dem Könige zu ge-

fallen. Aber freylich konnte man auch einem so ganz ausserordentlich grossen Manne, Dinge sagen, die kleinere Menschen und Köpfe nicht dulden und nicht verdauen.

Ueber Geschichte der Zeit und mancherley politische Gegenstände hatte der König schon über eine Stunde geredet, als durch die bey ihm so sehr gewöhnlichen schnellen Uebergänge die Conversation wieder auf ganz andere Dinge in der zweiten Stunde fiel.

„Welche Krankheiten kommen im Han„növerischen jetzt am meisten vor?" — Unter den hitzigen Krankheiten vorzüglich die gallichten Fieber, und dann auch sehr haüfig, faule und bösartige Fieber, die sehr gefährlich sind. — „In meinen Ländern kommen diese „Krankheiten so haüfig nicht vor." — Die Armeen Eüer Majestät und die Städte die grosse Garnisonen hatten, litten oft sehr von solchen Krankheiten. Im Kriege von 1778

und

und 1779 herrschten böse Fieber von jener Art bey den Armeen Euer Majestät, aber am allermeisten die Ruhr. — „Das ist wahr: „und glaubt ihr wohl, daß Ich im lezten „Kriege die Ruhr sehr gut curirt habe? Ich „war mit einem Corps meiner Truppen in ei„ner kleinen Stadt. Fast alle bekamen die „Ruhr, und viele starben. Ich stecke meine „Nase nicht in die Medicin, als wenn ich „sehe, daß diejenigen die sich damit abgeben, „nichts davon verstehen. Also sagte ich: „nehmt einige Grane Brechweinstein, löset sie „in genugsamem Wasser auf, und lasst die „Leute Löffel weise soviel davon nehmen, bis „sie einige male gebrochen, und dann auch „gut purgirt haben. Das thaten die Feld„scheerer und es gelang."

„Aber es kommt da nicht bloß auf Re„cepte an, sondern auf alle übrige Anstal„ten, die man bey einer Armee macht. In

„allen meinen Kriegen befolgte man meine
„Befehle, in Absicht auf meine kranken und
„verwundeten Soldaten äusserst schlecht.
„Nichts hat mich, in meinem Leben mehr
„verdrossen: als wenn ich sah, daß man
„diese braven Männer, die Gesundheit und
„Leben so edel für ihr Vaterland hinga-
„ben, in ihren Krankheiten und bey ih-
„ren Wunden, übel verpflegte. Man ist oft
„barbarisch mit ihnen umgegangen, und
„mancher armer Soldat ist aus Mangel gu-
„ter Verpflegung gestorben. Nichts hat mich
„von jeher mehr betrübet, als wenn Ich die
„unschuldige Ursache an dem Tode irgend ei-
„nes Menschen war. Aber ich habe, seit
„dem lezten Kriege, solche Befehle gegeben,
„die es allen den Schelmen, Schurken und
„Spitzbuben bey der Armee, künftig sehr
„schwer machen werden ihren König zu be-
„trügen, und den armen Soldaten der ihm

„so

„so nöthigen Hülfe und Erquickung so schänd-
„lich und barbarisch zu berauben.“

Auf diese herrliche und menschenfreünd-
liche Rede die mich aüsserst bewegte und
rührte, und die Friedrichs des Grossen Denk-
art, schon ganz alleine und ohne allen ander-
weitigen Zeügenverhör, gegen die im sechs
und zwanzigsten Capitel dieser Fragmente er-
wehnte grausame Anklage des Generals von
Warnery rettet, gab ich zur Antwort: Das
ist sehr zu wünschen; aber ich befürchte daß
Eüer Majestät noch bey weitem nicht genug
wissen, wie man im lezten Kriege in ihren
Kriegshospitälern und Lazarethen hauste.

Mit grossen Augen, und einem Adlers-
blicke, und einer Stimme, die nur ein Kö-
nig haben kann, fragte nun Friedrich, recht
mit dem ganzen Drucke seiner Grösse: „wo-
„her wisset ihr das?“

Dieß

Dieß weiß ich, wie ganz Deütschland, aus gedruckten Schriften. Ich weiß es durch den Verfasser dieser Schriften, der ein Unterthan Eüer Majestät ist; der Ihnen als Feldarzt bey der Armee Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Heinrichs in Sachsen und Böhmen, treü und mit Ehre gedient hat; und dem nichts für alle seine Treü geworden ist, als die Geissel des Verfolgungsgeistes, die unwürdigste Begegnung, Haß und Unterdrückung, von einigen seiner Kunstverwandten in Berlin.

„Wie heisst der Mann?“ — Doctor Fritze, Arzt in Halberstadt. — „Schreibt „mir, ich bitte eüch, diesen Namen auf.“ — Ich werde dieß, beym Weggehen von Eüer Majestät, im Vorzimmer thun. — „Ich „kenne den Doctor Fritze nicht; ich habe niemals seinen Namen nennen gehöret.“

Dieß

Dieß thut mir leid für den Dienst Eüer Majestät. Aber, Sire, ich kenne niemand der fähiger wäre, Eüer Majestät von allen bey ihren Armeen, in dieser Absicht, verübten Schelmereyen und Spitzbübereyen so genaue und so bestimmte Nachrichten zu geben, als eben dieser Doctor Fritze. Er hat alles mit seinen eigenen Augen angesehen. Er ist ein Mann der sprechen darf, ein vortreflicher Mann, und ein Mann von Geist.

»Ich mache nichts aus einem Manne »von Geist, wenn er nicht auch dabey, ein »redlicher Mann ist. Sagt es mir rein her»aus: ist der Doctor Fritze in Halberstadt »ein recht ehrlicher Mann?«

Das ist er gewiß. Eben seiner Redlichkeit wegen, ward er in Berlin so sehr zurückgesetzet; und eben seiner Redlichkeit wegen, nehme ich die Freyheit Eüer Majestät den Doctor Fritze zu empfehlen. Aber weil ich

ihn

ihn nicht von Person kenne, so weiß ich auch nicht, ob er, bey seinem lebhaften Temperament, das alles mit der Fackel in der Hand, alles mit Feuereifer durchsetzen will, nicht vielleicht etwas Rauhes und Unangenehmes in seinen Manieren hat; ob er nicht vielleicht zu hitzig ist, und zu auffahrend; und ob er auch recht versteht jeden Menschen von der rechten Seite anzufassen. — „Das ist Mir „einerley; schreibt Mir nur seinen Namen „auf.“

Der Monarch sprach nun wieder von sich, und sagte mir: „Ihr müßt doch auch sehen, „wie elend ich gehe; kommt mit mir.“

Der Kammerhusar ward gerufen, und dieser hub den König von seinem Lehnstuhl in die Höhe, und faßte ihn unter dem einen Arme an. Ich folgte, und wenn der König mit mir sprach, näherte ich mich seiner Seite. Dieser schauerliche Zug gieng durch drey Zimmer,

mer, und mir blutete dabey das Herz. Der Monarch gieng sehr langsam und kümmerlich, und kam doch dabey ganz ausser Athem. Zuweilen sagte er etwas, das ich aber mehrentheils nicht verstand. Endlich sagte er: „Ich will zurück!“ — So begleitete ich dann, mit unaussprechlichen Gefühlen, Friedrich den Grossen wieder in sein Wohnzimmer. Er setzte sich wieder in seinen Lehnstuhl, und ich trat, wie gewöhnlich, ganz nahe vor Ihn.

Diese Unschicklichkeit, die auch nur im ganz gewöhnlichen Umgange eine grosse Grobheit ist, musste ich immer begehen: denn ich hätte sonst, so scharf auch mein Gehör ist, die sanfte und mehrentheils höchst leise Stimme des Königs ganz und gar nicht verstanden. Also stellte ich mich, unter dem Vorwand daß ich nicht gut höre, immer in der Entfernung von einem oder höchstens von zwey Fuß vor den König.

Eine kleine Weile vergieng, bevor er sich erhohlet hatte, und bevor er wieder sprechen konnte. Sodann gieng die Unterredung auf folgende Weise fort.

„Habt ihr jetzt viele Kranke?“ — Dieß ist die Zeit da mich viele Einheimische in Hannover, und sehr viele Auswärtige, wegen ihrer Sommercuren um Rath fragen. — „Nun „so darf ich eüch dann auch nicht länger hier „aufhalten, und eüre Kranken noch länger „eürer Hülfe berauben. Ich bitte eüch, Mor„gen um acht Uhr noch ein wenig zu mir zu „kommen, damit ich eüch meine Dankbarkeit „bezeügen könne, für alle Gefälligkeit, und „alle Aufmerksamkeit, die ihr so lange für „mich gehabt. Alsdann will ich eüch auch „einen Brief für Seine Königliche Hoheit den „Herzog von York mitgeben.“

Noch bevor mir der König, nach einer Audienz von mehr als dritthalb Stunden,

das

das Zeichen zum Weggehen gab, sagte er mir: „Ich glaube daß ich noch einen Bruch bekom„me; ich habe gar sonderbare Schmerzen“ — die er mir beschrieb.

Diese Schmerzen, sagte ich, zeigen etwas ganz anderes an. Sie sind gewöhnlich Vorboten der Hämorrhoiden. So seltsam dieß auch jetzt scheinen mag, glaube ich, daß vielleicht bald die Hämorrhoiden in Fluß kommen werden.

„Das wäre sehr gut“ — sagte der König, indem er höchst freündlich den Hut abnahm, und mir dadurch das Zeichen zum Weggehen gab.

Von dem Könige gieng ich zu dem Herrn Minister von Herzberg, der damals zu Sanssouci wohnte. Gleich nach mir kam auch Herr von Lucchesini zu dem Herrn Minister. Beyde Herren wunderten sich daß ich eine so sehr lange Unterredung mit dem Könige hatte.

Ich sagte, der König sey von sehr guter Laune gewesen, und erzählte die Geschichte mit Fritze.

Sie werden sehen, erwiederte Herr von Lucchesini, daß der König gleich Morgen an Fritze schreiben und ihn nach Potsdam kommen läßt. Der König erzählte sonach selbst die Geschichte mit Fritze, am nemlichen Abend, seinen Gesellschaftern; und sagte auch gleich, er wolle Fritze kommen lassen.

Sobald ich wieder zurück in Potsdam war, schrieb ich an Herrn Fritze, erzählte ihm die Sache, und sagte ihm daß er sich auf alle Fälle fertig mache, und sich dann vor dem Könige tapfer und mannhaft halte.

Gleich den folgenden Morgen, den zehnten Julius, ließ der König an Herrn Fritze schreiben, und ihn nach Potsdam rufen. Den vierzehnten Julius war Herr Fritze in Potsdam. Sogleich befahl ihm der König,

alle

alle Schelmereyen, die er bey dem Feldlazareth der zweiten Armee im bayerischen Erbfolgkriege beobachtet, auf Pflicht und Gewissen schriftlich einzureichen. Dieß that er, mit aller Freymüthigkeit eines ehrlichen Mannes, nannte die Schelmereyen und verschwieg die Schelmen. Sodann ward ihm aufgegeben einen Plan zu verfertigen, wodurch diesen Schelmereyen aufs kräftigste vorgebogen werden konnte. Am neünzehnten Julius ließ der König den Herrn Fritze zu sich kommen, und sagte ihm: „Hör er mal: der Ruf seiner „Rechtschaffenheit und Wissenschaft ist auch „zu Mir gedrungen. Ich habe ihn deshalb „kommen lassen, um ihm, weil ich ihn für „einen ehrlichen Mann halte, die Oberauf„sicht über sämtliche Feldlazarethe in Kriegeszeiten anzuvertrauen.“ — Einem Cabinetsrath, ward an gleichem Tage das sehr schöne Patent von dem Könige in die Feder dictirt,

 und

und unterzeichnet. Herr Fritze erhielt so-
gleich einen jährlichen Gehalt von fünfhun-
dert Thaler; und den Auftrag geruhig in
Halberstadt die von ihm verlangten Ausar-
beitungen zu machen. Im Patent war ihm
für Kriegeszeiten ein Gehalt von tausend Tha-
ler zugesichert.

So hatte ich also das Glück, in einem
Augenblicke von Unerschrockenheit, eine Art
von menschenfreündlicher Revolution zum
Besten der ganzen preüssischen Armee zu ver-
anlassen, die unzählichen Menschen das Leben
retten wird. Unter dem jetztregierenden Kö-
nige kam diese Revolution in kurzer Zeit zu
Stande. Es ward von Seiner Majestät an-
erkannt, daß das ganze preüssische Feldlaza-
rethwesen einer Abänderung und Verbesse-
rung bedürfe; und hiervon ist das zum Be-
sten der kranken und verwundeten Soldaten,
und zur Abstellung der bisher bey dem Feld-

lazareth-

lazarethwesen bemerkten Mängel, im Jahre 1787 in Berlin gedruckte Königlich Preussische Feldlazareth-Reglement der Beweis.

Am zehnten Julius, dem lezten Tage meines Aufenthaltes in Potsdam und Sanssouci, übergab mir des Morgens vor der Thür des Königs, der zweite Kammerhusar im Namen Seiner Majestät nochmals tausend Thaler in Bancozetteln.

Sodann gieng ich zum Könige; und nun begann die mich zuerst äusserst befremdende, mir ganz unbegreifliche, und endlich unvergeßlich rührende lezte Unterredung mit Friedrich dem Grossen auf folgende Art.

„Ihr signalisirt euch bis auf den lezten „Augenblick eüres hiesigen Aufenthaltes.“ — Keinen Augenblick verließ mich hier, das beständige Gefühl meiner Schwäche, die tiefe

Ueberzeügung von allem was mir mangelt, von allem was ich nicht bin, und was doch jeder Arzt seyn sollte. — „Ihr seyd ein Prophet. „Als ich gestern Abend, wegen gewisser Schmer„zen, die Ich nicht verstand, unruhig war, „habt ihr mir gesagt, dieß bedeüte daß Hä„morrhoiden kommen werden. Diese Nacht „sind die Hämorrhoiden gekommen. Ich habe „sehr gut geschlafen. Der bewusste Schmerz „hat sich verlohren. Ich bin mit eüch sehr „zufrieden.“ — Ein Bedienter Eüer Majestät übergab mir auch eben auf Ihren Befehl ein Merkmal Ihrer Zufriedenheit, wobey ich, wie bey allem was mir Eüer Majestät anjetzt sagen, erröthe und verstumme. — „Sagt mir hiervon nichts; aber lasset Mich „eüch danken für alles was ihr mir hier ge„wesen seyd. Ihr habt gethan was sich „thun lässt. Ich bin aüsserst mit eürer gan„zen Aufführung zufrieden. Ihr reiset über

„Dessau

„Dessau zurück?“ — Ihre Königliche Hoheit die Fürstinn von Dessau, hat an mich nach Potsdam geschrieben, und hat mich eingeladen, ihrer Gesundheit wegen, einige Tage in Wörlitz zuzubringen. Von da reise ich, über Braunschweig und Antoinettenruh nach Haynover. — „Ich bitte alle eüre Kranke „um Verzeihung, daß ich sie, so lange, eürer „Hülfe beraubet habe. Ich danke eüch für „die Gefälligkeit, mit der ihr so lange hier „bey mir gewesen seyd. Ich wünsche daß „es eüch immer wohl gehe. Es freüet mich, „daß ihr mich gesehen habt, weil ihr dadurch „in der Zukunft, meinen Zustand besser wer„det beurtheilen können.“ — Eüer Majestät rühren mich so sehr, durch alle ihre grossen Gesinnungen, daß ich Ihnen nicht mehr antworten kann. — „Habt die Güte „dem Herzog von York diesen Brief zu über„reichen. Sagt ihm, wie oft ich mit eüch

 „von

„von Ihm gesprochen habe. Sagt ihm, wie „sehr ich Ihn hochschätze, und wie zärtlich „ich Ihn liebe. Sagt Ihm, in meinem Na„men, alles was ihr zärtliches sagen kön„net.“ — Getreülich will ich alles dem Herzog erzählen und sagen.

Nun nahm Friedrich der Grosse, seinen Hut mit unbeschreiblicher Huld und Freündlichkeit ab, neigte sein Haupt, und sprach: „Adieů, mein guter, mein lieber Herr Zim„mermann. Vergesset den guten alten Mann „nicht, den ihr hier gesehen habt (*).“

Meine Brust war wie zerrissen. Es schien mir, ich müsse auf der Stelle ersticken. Ich gieng, nach der tiefsten Verbeügung, nur um einen Schritt zurück; stand

(*) Adieu, mon bon, mon cher Monsieur Zimmermann. Souvenés-vous du bon Vieillard, que vous avés vû ici.

stand sodann aber noch gerade vor dem Monarch, stieß einige Worte der zärtlichsten Rührung aus, beugte mich noch einmal so tief ich konnte, eilte mit blutendem Herzen nach dem Vorzimmer, und vergieng fast vor Betaubung, Wehmuth, und Schmerz.

---

## 29. Cap.

### Ueber seinen Tod, und sein ganzes Verhalten in seinen lezten Tagen.

Nicht ungewiß, sondern nur allzugewiß und höchst erbärmlich, war Friedrichs Zustand am Tage meiner Abreise aus Potsdam. Dieß gestand ich in Wörlitz aufrichtig und redlich, unserm deütschen Aristides dem regierenden Fürsten von Anhalt Dessau, und seiner von mir innigst verehrten Gemahlinn. Dieß gestand ich aufrichtig und redlich, einem der grösten Männer unsers Jahrhunderts, dem regierenden Herzog von Braunschweig. Eine ganze Stunde hindurch hatte ich die Ehre mit diesem Fürsten mich über Friedrichs kläglichen und hülflosen Zustand zu unterhalten. Unvergeßliche Seüfzer und unaussprechliche Gefühle erblickte ich, indem

ich

ich erzählte, in der Heldenbrust und in den Heldenaugen des Herzogs von Braunschweig.

Diese redliche Offenheit musste ich mir bey der verwitweten Frau Herzoginn von Braunschweig verbieten. Ich sah diese Fürstinn in Antoinettenruhe, höchst unruhig und höchst unglücklich über den Zustand ihres geliebten Bruders, und geneigt auf den kleinsten günstigen Umstand die gröste Hofnung zu bauen. Also war es mir unmöglich, diesem guten schwesterlichen Herzen den Dolchstich zu geben, den es durch ein rundes Geständniß von mir erhalten hätte. Meine Vorhersagungen waren indessen höchst behutsam. Alles was ich übrigens der Frau Herzoginn von mir selbst erzählte, war weiter nichts: als es habe mir ein paarmal geglückt den König zu erleichtern, und ich sey höchst zufrieden von der höchst gnädigen Begegnung des Königs. Mir ist unbekannt welchen Gebrauch

brauch die Frau Herzoginn von diesem schonenden Betragen hiernächst bey dem Könige gemacht haben mag; aber bekannt ist, daß der König in der Woche vor seinem Tode an die Frau Herzoginn schrieb: le médecin d'Hanovre à voulu se faire valoir chez vous, ma bonne Soeur; mais la verité est, qu'il m'a eté inutile (*).

Höchst unnütz war ich dem Könige. Zur Erhaltung und Fristung seines Lebens hatte ich eben so wenig gethan als irgend ein anderer Mensch auf Erden. Welchen Tag und welche Stunde er sterben werde, dieß wusste ich zwar bey meiner Abreise aus Potsdam nicht; aber ich wusste, daß er die Brustwassersucht, die Bauchwassersucht, und eine entsezliche Ergiessung von Wasser in seinen Schenkeln und Beinen hatte. Aller Anschein zu einem

(*) Nicolais Anekdoten von König Friedrich II. Erstes Heft. S. 6.

nem Geschwür in der Brust war vorhanden, nachdem sich im lezten Winter auch schon einmal da ein Geschwür geöfnet hatte, wie mir in Potsdam versichert ward. Die Kräfte waren ganz weg. Ohne fremde Hülfe konnte der König weder stehen noch gehen. Nur war sein Muth noch groß, und seine Hofnung verließ ihn nie, wenn er derselben auch zuweilen in trüben Augenblicken entsagte.

Friedrich hatte in einem unglücklichen Augenblicke, noch den achten Julius, solche Mittel von mir verlanget, die Ihn auf der Stelle heilen. Solche Mittel kannte ich und hatte ich nicht. Dieß begriff er auch, weil er die Gnade hatte, mir bey meiner Abreise zu sagen: „Ihr habt gethan was sich thun „läßt; ich bin aüsserst mit eürer ganzen Auf- „führung zufrieden (*).“ — Indessen hatte er mir

(*) Vous avés fait ce qui a eté possible. Je suis extrémement content de toute votre conduite.

mir doch noch beym Abschied gesagt: „Es „freuet mich, daß ihr mich gesehen habt, weil „ihr dadurch, in der Zukunft, meinen Zu„stand besser werdet beurtheilen können (*).“ — Also hoffte der König allerdings noch zu leben, weil er noch bey meinem Abschiede glaubte, er werde mich noch in der Zukunft über seinen Zustand um Rath fragen können.

Noch im Monat August, wie ich aus einem an mich geschriebenen Briefe des Herrn Marquis von Lucchesini weiß, tröstete der König sich oft mit dem Gedanken: „Sein Va„ter habe fünf Jahre hindurch, mit der Was„sersucht gelebet.“ — Immer war auch, wie mir Herr von Lucchesini schrieb, noch in diesem Monate seines Todes, seine Imagination reich an Trostgründen! — Sogar als zwischen

(*) Je suis bien charmé que vous m'ayés vû, et que pour la suite vous soyés au fait de mon etat.

schen dem vierten und zwölften August, das linke Bein sich geöfnet hatte, und nun täglich mehr als ein Quartier Wasser mit grosser Erleichterung abfloß, glaubte Friedrich sich jetzt wieder ausser aller Gefahr; und aß deswegen auch gleich wieder mit ausserordentlichem Appetit.

Von der Natur hoffte er alles, aber von Aerzten nichts. Er hätte auch unmöglich etwas von irgend einem Arzte hoffen können, weil er immer nur auf eine äusserst kurze Zeit ihre Räthe befolgte. Am eilften Julius ließ er den Herrn Hofmedicus Frese aus Potsdam und Herrn Professor Selle aus Berlin wieder zu sich rufen. Herr Frese kam zuerst, und rieth harntreibende Mittel. Sonach kam Herr Selle, und der König selbst verlangte harntreibende Mittel von ihm, weil er doch anjetzt selbst ernstlich glaubte, daß er die Wassersucht habe: übrigens versichert

war,

war, daß niemand dieß gesehen habe als er selbst; und doch wirklich es auch anjetzt noch nicht leiden konnte, wenn man Ihn für wassersüchtig hielt. Als aber die Wassersucht in acht und vierzig Stunden nicht weggeharnet war, wurden auch die harntreibenden Mittel bald verworfen. Herr Professor Selle blieb einige Tage bey dem Könige, und ward von Ihm nachher nicht wieder gerufen; auch der in Potsdam gegenwärtige Herr Frese ward von dem Könige nicht wieder gerufen. Friedrich begnügte sich mit seinen kleinen Abführungsmitteln, um wenigstens die immer noch zu haüfig genossenen Speisen wegzuschaffen. Uebrigens wollte Er, wie Herr Frese in einem Briefe an mich sich ausdrückt, von keinem Arzte mehr, und auch von andern Arzneyen nicht hören. Im August ward der berühmte Wundarzt, Herr Engel, zum Verband des ausfliessenden Fusses täglich

zuge-

zugelassen; aber Friedrich sprach auch mit diesem sehr geschickten und vortreflichen Manne, kein Wort von seinem innerlichen Zustande. Aerzte und Arzneykunst hatten nun einmal bey Friedrich ihre Rolle ausgespielet.

Vom dreyzehnten zum vierzehnten August schlief der König noch sechs Stunden, war darüber beym Aufwachen sehr vergnügt; that, wie Herr Schöning sich in einem Briefe an mich ausdrückt, an diesem Tage seine lezte irrdische Mählzeit mit Boeuf à la Russienne; und blieb den ganzen vierzehnten August hindurch sehr aufgeraümt. Er arbeitete an diesem Tage wie gewöhnlich; und am Nachmittage sprach er, wie Herr Denina versichert, beynahe drey Stunden nach einander von Gustav Adolphs grossen Thaten, von Tilly, von Wallenstein, und von allen ausgezeichneten Theilhabern am dreissigjährigen Kriege (*).

Fast

(*) Essai sur la vie et le règne de Fréderic II, pag. 397.

Fast eben so gut war die Nacht vom vierzehnten zum funfzehnten, doch war der Schlaf mehr unterbrochen. Gegen den Morgen des funfzehnten Augusts ließ er sich noch die gewöhnlichen Rapporte bringen; er arbeitete auch noch, aber mit vieler Mühe, und öfterer Unterbrechung. Er sagte: „es „wird schwer! Aber noch habe ich Kräfte zu „arbeiten, und auch die lezten Augenblicke „gehören dem Staate.“

Am Morgen des funfzehnten Augusts, ließ er den Herrn Minister von Herzberg rufen, und sagte ihm: „Ich fühle daß der „Ausgang kommt. Bleiben sie bey mir, um „alles auszufertigen; und, wenn ich todt „seyn werde, meine Papiere zu besiegeln (*).“

Diese

(*) Je sens approcher le dénouement; restés chez moi, pour tout expédier, et pour sceller mes papiers quand je serai mort,

Diese Worte des Königs weiß ich zwar nicht durch den Herrn Grafen von Herzberg selbst, aber durch einen andern preussischen Minister der mir Friedrichs ganze Todesgeschichte mitgetheilet hat. Mir schrieb der Herr Graf von Herzberg den 7 Junius 1788: „Ich kann bezeugen, daß der König noch am „Morgen des funfzehnten Augusts sehr wohl „überlegte Depeschen an Herrn Laspeyres „dictirte, die mir dieser überbrachte, und daß „der König diese Depeschen noch den funf„zehnten des Abends unterzeichnet hat, ob„wohl maschinenmässig, da er beynahe keine „Besinnlichkeit mehr hatte; und daß er ei„gentlich nur den sechszehnten August zu re„gieren aufhörte (*).

 Nicht

(*) Je puis attester, qu'il a dicté le 15 Aout au matin des depeches très bien raisonnées à Mr. Laspeyres, qu'il me les porta, qu'il les signa encore mardi le 15 au soir, quoique machinalement

Nicht des Mittages sondern des Vormittags vom funfzehnten August, wie mir Herr Schöning schreibt, aß Friedrich noch eine Seespinne. Am Abend befand er sich, nach einigen Ausleerungen, wieder munter (*).

An seinem lezten Lebenstage, den sechszehnten August, war sich der König fast gar nicht mehr bewusst, und war in einem anhaltenden betaubenden Schlummer. Nach drey Uhr des Nachmittages kam Herr Selle, auf Befehl Seiner jeztregierenden Königlichen Majestät, eiligst nach Sanssouci. Seine Erzählung lautet so: „Ich fand zwar bey „meiner Ankunft, den in jeder Rücksicht gros„sen Kranken, mit etwas freyerem Bewusst„seyn,

lement et n'ayant presque plus de connoissance, et que ce n'est que le 16, le jour de sa mort, qu'il a cessé de regner.

(*) Krankheitsgeschichte des Königs von Selle, S. 54.

„seyn, so daß er die Umstehenden kannte,
„aber doch erinnerte er sich seiner noch nicht
„expedirten Cabinetsgeschäfte zum erstenmale
„in dem ganzen Verlauf seiner Regierung
„nicht. — Beym Verbande des Fusses zeigte
„der König alles Bewusstseyn und Gefühl.—
„Sein Ansehen war mehr roth als blaß, und
„seine Augen hatten noch nicht ganz ihr ge-
„wohntes Feuer verlohren. Als er das Be-
„dürfniß des Stuhlganges äusserte, konnte
„er die wenigen Schritte dahin und zurück
„machen, und gegen sieben Uhr fiel er auf
„seinem Stuhl, den er nun schon seit eini-
„gen Monaten weder Tag noch Nacht ver-
„lassen hatte, in einen sanften Schlaf und
„milden warmen Schweis.— Nachdem er aber
„bald nachher, einen beynahe unwillkührlichen
„Stuhlgang gehabt, beklagte er sich über
„Frost, verlangte beständig mit Kissen be-
„deckt zu werden, und plötzlich stellte sich

 „um

„um neün Uhr ein beständiger kurzer Husten
„ein, der nach und nach das Athemhohlen
„erschwerte; und Morgens den siebenzehnten
„August, um zwey Uhr und zwanzig Minu-
„ten, die Maschine dieses ausserordentlichen
„Geistes zum Stillstand brachte. — — —
„Es war also doch der immer von mir so
„sehr gefürchtete Stickfluß, der dieser grossen
„Krankheit ein trauriges Ende machte(*).“

Und diesen Stickfluß hatte ich am Tage nach meiner Ankunft in Potsdam, den vier und zwanzigsten Junius, alle Ursache zu erwarten.

Die beyden Kaminerhusaren, Herr Schöning und Herr Neümann, waren kurz vor dem Tode alleine bey dem Könige. Sie gaben gleich hiervon dem Herrn Minister von Herzberg Nachricht, der den Augenblick vorher, nach dem Vorzimmer gegangen war.

Bey

(*) Ebendaselbst. S. 55. 56. 57. 58.

Bey dem Tode waren der Herr Minister von Herzberg und Herr Professor Selle gegenwärtig (*). Herr Hofmedicus Frese, der auf Verlangen des Herrn Ministers von Herzberg noch den sechszehnten August um fünf Uhr des Morgens zum Könige gerufen worden, und erst in der Todesnacht um eilf Uhr sich mit Herrn Engel nach Hause begab, schrieb mir: „der Tod des Königs war so „sanft, daß er seinen grossen Geist in Form „eines Hauches, recht deütlich mit den Lippen „von sich stieß.“

Herr Oberconsistorialrath Büsching sagt: „Von eilf bis ein Uhr (in der Todesnacht) „war der König etwas ruhiger. Er be„merkte, daß sein Hund von dem Stuhl ge„sprungen war; fragte, wo er sey? und be-

 „fahl

(*) Memoire historique sur la dernière année de la vie de Fréderic, par le Comte de Herzberg. *Huit Dissertations* etc. pag. 280.

„fahl ihn wieder auf den Stuhl zu setzen,
„und mit Kissen zu bedecken. Der König
„sprach sodann noch unterschiedenes. Es
„war aber schwer zu verstehen, und bestand
„in Phantasieen, als: Nun ist mir wohl,
„nun will ich mich ordentlich niederlegen. —
„Das Röcheln nahm aber zu, und zwanzig
„Minuten nach zwey Uhr verschied Er an ei-
„nem Stickfluß, Ihm selbst ganz unvermu-
„thet (*).“ — Ihm selbst ganz unvermu-
thet? — nachdem Er am funfzehnten Au-
gust dem Herrn Minister von Herzberg ganz
kaltblütig gesagt hatte: „Ich fühle, daß der
„Ausgang (le dénouement) kommt. Blei-
„ben Sie bey mir, um alles auszufertigen;
„und, wenn ich todt seyn werde, meine Pa-
„piere zu besiegeln?“

Augen-

(*) Büschings Character Friederichs des Zweiten.
S. ~~291.~~ 277.

Augenblicklich versiegelte der Herr Minister die Papiere und Cassetten des Königs, so wie Er es Ihm am funfzehnten August befohlen hatte. Sodann ward Friedrich Wilhelm der Zweite von dem Tode des Königs benachrichtigt. Augenblicklich war der neüe König in Sanssouci. Er stieg bey dem Orangeriesaale aus seinem Wagen. Seine erste That war eine edle und grosse That: hier — der Lohn unsterblicher Verdienste. Er hieng mit eigener Hand, dem Herrn Minister von Herzberg den Orden des schwarzen Adlers um. Sodann ließ der König die Cabinetssecretaire kommen, die Ihm den Eid der Treüe ablegten; und fieng dann gleich an mit ihnen zu arbeiten. Am achtzehnten August ritt König Friedrich Wilhelm der Zweite des Morgens nach Berlin; und sagte, daß alle Geschäfte den Gang behalten sollen, den ihnen sein unsterblicher Onkel gab.

Als die Nachricht durch die preussische Monarchie erscholl, Friedrich ist nicht mehr — verschwand unter dem Gewichte der allgemeinen Traurigkeit, das Gefühl von allen Beschwerden, unter welchen zuweilen die Liebe der Unterthanen Friedrichs erkaltete. Jeder vergaß jetzt sich selbst, und überließ sich ganz dem Strome des öffentlichen und allgemeinen Trübsinns. So sehr als das Volk in der ganzen Monarchie den neuen König liebte, und einstimmig verlangte; so sehr es auch jetzt fühlet und sieht, wie liebreich und edelmüthig, wie schonend, wie weise, wie groß, wie gewaltig und glücklich, Friedrich Wilhelm der Zweite seinen Scepter führet: so sah man doch bey Friedrichs Leichenzuge in Potsdam, wie unmöglich es ist, einen recht grossen Mann zu vergessen.

Vielleicht ist es meinen Lesern nicht unangenehm, wenn ich erzähle, wie der König

während der siebenzehn Tage meines Aufenthaltes in Potsdam seinen Tag hinbrachte.

Seitdem seine Krankheit so mächtig und gefahrvoll ward, gieng Er, einige Stunden früher an seine Arbeit. Anstatt daß seine Cabinetssecretaire, sonst erst des Morgens um sechs oder sieben Uhr kamen, verlangte Er sie jetzt immer des Morgens um vier Uhr. Ewig merkwürdig, zumal für alle Könige, Fürsten und Regenten, sind und bleiben die Worte, mit denen Friedrich der Grosse seinen Cabinetssecretairen diese Neüerung ankündigte. „Mein Zustand, sagte er, nöthiget „mich, ihnen diese Mühe zu machen, die für „sie nicht lange dauren wird. Mein Leben „ist auf der Neige; die Zeit, die ich noch „habe, muß ich benutzen. Sie gehöret nicht „mir, sondern dem Staate."

Also jeden Morgen um vier Uhr brachte dem Könige ein Kammerhusar, alle durch die

Nacht

Nacht eingekommene Berichte seiner Minister und Generale, Depeschen seiner Gesandten, und Briefe aus allen seinen Ländern. Dieß alles besah und sonderte der König. Auf die eine Seite legte er alles was er selbst lesen wollte, auf die andere Seite alles woraus ihm seine drey Cabinetssecretaire referiren mussten. Alsdann wurden die Cabinetssecretaire gerufen, die also nunmehr jeden Morgen um vier Uhr von Potsdam nach Sanssouci kamen. Alles was sie lesen mussten, übergab ihnen der König. Sie giengen dann in ihr Zimmer ausser dem Schlosse, lasen alles und machten aus allem Auszüge. Indessen las auch der König alle seine Briefe. Sodann wurden die drey geheimen Cabinetssecretaire, einer nach dem andern, verlangt; jeder hatte Papier und Bleystift in der Hand. Zuerst dictirte der König alle Resolutionen, die er auf die von ihm

ihm selbst gelesene Briefe genommen hatte. Dann referirten sie aus den Briefen, die sie gelesen und in der Geschwindigkeit excerpirt hatten; und der König dictirte ihnen seine Resolutionen, Befehle und Briefe, mehrentheils Wort für Wort. So ward gewöhnlich, von vier Uhr bis sechs oder sieben Uhr des Morgens, von einem einzigen tödtlich kranken Manne ein ganzes Königreich regiert, und so wurden auch zugleich alle seine auswärtigen Geschäfte durch ganz Eŭropa abgethan. Nun verfügten sich die Cabinetssecretaire wieder heim nach Potsdam. Alles was ihnen der König dictirt hatte, schrieben sie ins Reine, und dieß brachte man ihm des Nachmittages zur Unterschrift. Aber da geschah wieder nicht, was wohl oft in der Welt geschehen mag; bevor der König seinen Namen unter diese Briefe und Befehle setzte, las er sie noch einmal durch.

Mit

Mit recht gutem Gewissen konnte also der König schon um sechs oder sieben Uhr des Morgens müssig seyn und Langeweile haben, wenn er wollte; aber dieß wollte und konnte Er nie, und dieß kann auch kein König.

Der Küchenzettel, den der Küchenmeister am Tage vorher verfertigte und den man schon des Nachmittages mit denen zur Unterschrift eingesandten Briefen dem Könige vorlegte, ward ihm des Morgens noch ein oder zweymal vorgezeigt, sagt mir Herr Schöning in den Anmerkungen womit er meine erste Schrift über Friedrich den Grossen beehret hat; und dieß geschah des Morgens, setzet Herr Schöning hinzu, nicht sowohl um etwas daran zu ändern, sondern bloß um seinen Appetit nach diesem Zettel zu regliren. Alle Produkte seiner Gärten und Treibhaüser aus den lezten vier und zwanzig Stunden, brachte man ihm jeden Morgen, auch um diese Zeit;

ich

ich sah sie immer in grossen Körben, auf den Commoden und Tischen seines Vorzimmers liegen, und stahl dann auch daraus bisweilen dem König eine Kirsche. Es waren die schönsten und ausgesuchtesten Früchte in grosser Menge: Kirschen, Trauben, Melonen, Pfirschen, Abricosen, Feigen, Zwetschen, und Pisangs; auch sogar keine Kirsche durfte einen Fleck haben. Gewöhnlich aß der König von diesen Früchten.

Mehrentheils hatte er ein Buch in der Hand, wenn ich um acht Uhr kam: wie mir Herr Schöning sagte, etwa einen französisch übersetzten Schriftsteller aus dem Alterthum, oder irgend etwas aus der modernen Geschichte. So erbärmlich schwach war die Hand des Königs, daß er nicht mehr vermochte einen mässigen Octavband in der Hand zu halten. Dieß hat mir Herr von Lucchesini versichert, und dabey gesagt: der

König

König habe deswegen alle zu dicken und zu schweren Octavbände zerstückeln, und in kleinere Bände binden lassen. Bey dem Könige blieb ich von acht Uhr an, so lange er es für gut fand, mehrentheils eine halbe auch wohl eine ganze Stunde.

Der Commandant von Potsdam, der sanfte ehrwürdige und vortrefliche Herr Generallieůtenant von Rohdig, kam um zehn Uhr die Parole abzuhohlen. Dieß war mehrentheils eine Augenblickssache: denn frühe um vier Uhr ward schon durch Adjutanten und andere Officiere, von allem was an den Thoren von Potsdam und in der ganzen Garnison vorgefallen, der Rapport abgestattet. Zwischen zehn und eilf Uhr kam ab und zu noch jemand den der König sprechen wollte.

Die Tischgesellschaft des Königs erschien nach eilf Uhr. Sie bestand aus dem Herrn

Mar-

Marquis von Lucchesini, dem Herrn General Graf von Görtz, dem Herrn Oberstallmeister Grafen von Schwerin, und nach ihm bis zum Tode des Königs, dem Herrn Minister von Herzberg. Der Oberste von den Ingenieurs, Herr Graf von Pinto ein Piemonteser, war fast immer von dieser Gesellschaft, und dann noch bald diese und bald jene Generale und Stabsofficiere. Der König ließ die Herren, die Jahr aus Jahr täglich mit ihm assen, doch jeden Morgen von neuem zum Essen bitten.

Die Mittagsmahlzeit daurte vor der Krankheit des Königs, wie mich Herr Schöning belehret hat, oft drey, vier, und fünf Stunden; und, wie mir Herr Schöning in seinen Anmerkungen sagt, trank der König alsdann auch viel. Anjetzt daurte die Tafel zuweilen nur eine halbe Stunde, zumal wenn sich der König etwa erbrach; mehrentheils

eine auch wohl anderthalb Stunden. Mit mächtigem Appetit aß der König fast immer, und immer zu viel. Er trank anjetzt einen weissen, süssen und etwas prickelnden französischen Wein von Bergerac in sehr mässiger Quantität. Herr Schöning sagt mir: „der „König war ein grosser Feind vom Rheinwein. „Er gab vor, sein Vater habe das Podagra „bloß vom Rheinwein gehabt. Darum trank „Er ihn nie, gab auch seinen Gästen keinen, „denn er glaubte daß er durch seine Saüre „den Hals zusammenziehe, und er sagte oft: „si on veut avoir un avantgout de la pendai„son, on n'a qu'a boire du vin de Rhin.“

Bey gesunden Tagen schlief der König den Tag hindurch niemals, sagt mir Herr Schöning in seinen Anmerkungen. Er setzet hinzu: „aber in den lezten Monaten seines „Lebens verfiel er oft am Tage und Abend „in einen unwillkührlichen Schlaf, daher er

„des

„des Morgens um so viel früher munter
„ward, seine Cabinetsräthe verlangte, die
„Geschäfte abmachte, oft aber auch gleich
„hernach wieder einschlief." — Nach Tafel
schlief er mehr und weniger, aber immer nur
auf eine kurze Weile. Dann trank er einige
Tassen Kaffee, wie des Morgens. Dann
setzte er sich zuweilen auf seine Terrasse in die
Sonne, oder amüsirte sich mit etwas. Zum
Exempel, er hatte Juwelirer, Steinschleifer,
und andere Künstler bey sich. Einmal, als
ich in Potsdam war, besah er um diese Zeit
seine Juwelen. Man hat mir den Werth
der Juwelen, die er bey sich in seinem Zim-
mer hatte, auf vier bis fünf Millionen Tha-
ler angegeben. Sie bestanden, wie ich seit-
dem durch Herrn Schöning belehret bin, bey
seinem Tode in hundert und dreissig Stück
Tabatieren, einer sehr geringen Anzahl Rin-
gen, und zwey Uhren. Herr Schöning be-

rechnete den Werth dieser Juwelen nicht über eine Million und dreyhundert tausend Thaler.

Juwelen waren indessen doch bey dem Könige eine Art von Liebhaberey; aber auch hierinn war sein Geschmack ihm eigen. Brillanten waren ihm nicht schön genug. Er hatte immer neben seinem Lehnstuhl auf einem kleinen Tische, ausser einem grossen bleyernen Tabackkasten und zwey hölzernen Dosen, vier sehr grosse Tabatieren von schlesischem Achat liegen. Sie waren mit Juwelen von allen Farben reich besetzet. Eine dieser Tabatieren, die ich sehr gut kannte, hatte ich nachher in meinem Hause in Hannover in der Hand. Herr von Offenberg, Hofmarschall des Herzogs von Curland, hatte sie von dem jetztregierenden Könige zum Geschenke erhalten. Der Werth dieser Juwelen betrug über zweytausend Ducaten. Aber es waren nicht

Rubine, Saphire, Schmaragde, und dergleichen, wie ich geglaubt hatte: sondern wahre Brillanten, unter die der König, Folien von allen diesen Farben setzen ließ.

Für drey Uhr des Nachmittages war ich gewöhnlich bestellt. Wenn aber der König Geschäfte hatte, oder noch schlief welches ein paar mal wiederfuhr, so ward ich um halb vier oder auch später hereingerufen. Die Audienz daurte eine halbe Stunde, eine ganze Stunde, und bisweilen länger.

Dann fiengen die Geschäfte wieder an. Die Briefe wurden zur Unterschrift gebracht, und der Küchenzettel auf den folgenden Tag, zur Berichtigung. Einmal sah ich in den ersten Tagen, den Herrn Minister Grafen von Finkenstein zum Könige gehen; und um diese Zeit erhielt der Russischkaiserliche Gesandte, Fürst Dolgorucki, seine Abschiedsaudienz. Zuweilen, indem ich herausgieng,

kamen Officiere von dem Ingenieurcorps mit grossen Planen und Rissen zu dem Könige.

Die Gefehrten seiner Abendstunden erschienen um halb sechs Uhr, und nur selten später. Diese Herren waren immer, der Herr Kammerherr Marquis von Lucchesini und der Herr General Graf von Görtz. So lange ich in Potsdam war, befand sich auch mehrentheils der Herr Oberstallmeister Graf von Schwerin in dieser Gesellschaft. Ihm folgte zwey Tage vor meiner Abreise aus Potsdam, der Herr Minister von Herzberg, der, ebenfalls wie der Herr Graf von Schwerin bey dem Könige wohnte, und in Sanssouci bis an den Tod des Königs blieb. Mit dieser Gesellschaft unterhielt sich der König, mehrentheils heiter und froh, und immer auf eine höchst interessante Art, bis acht Uhr. Dann speiseten diese Herren unter sich, und der König ließ sich durch einen jungen Menschen

schen aus Berlin, bis er einschlief gewöhnlich bis zehn Uhr, bald etwas aus dem Cicero oder Plutarch vorlesen, bald aus Voltaire.

Seit der lezten und tödtlichen Krankheit des Königs, also seit neun Monaten, bestand die Abendgesellschaft des Königs, wenn keiner von den Herren Ministern aus Berlin zugegen war, aus niemand als aus den Herren von Lucchesini und von Görtz. Herr von Lucchesini war in vorigen Zeiten oft des Abends alleine bey dem Könige; aber seitdem er, nach der schlesischen Herbstrevüe von 1785 so sehr von Engbrüstigkeit litt, war es ihm zu beschwerlich immer mit dem Herrn von Lucchesini zu sprechen. Also wählte er sich, von dieser Zeit an, den Herrn General von Görtz zum Interlocüteür.

Beynahe kann man in das Innere des Privatlebens dieses grossen Monarchen nicht

 hin-

hineinsehen, ohne auch auf eine ganz andere Art von Gefehrten seiner Einsamkeit einen Blick zu werfen, die selbst noch in seiner Todesnacht seine Aufmerksamkeit auf sich zogen.

Ein paar kleine und freündliche Hündchen sah ich immer um den König. So treü und liebend wie seine Hündchen, zeigten sich Friedrich dem Grossen nicht alle Menschen die Er mit Wohlthaten überhaüfte. Vielleicht hatte Er darum diese Hündchen so lieb. Sein ganzes Leben hindurch hat er immer einige um sich gehabt; und noch kurz vor seinem Tode, sah ich, so oft ich zu ihm kam, immer zwey kleine italienische Windspiele in seinem Zimmer. Eins lag auf einem Stuhle von helleblauem Atlas, immer neben dem Könige; das andere lag immer auf einem grossen, und durch seine etwanige kleine Unruhe ein wenig zerrissenen Canapee von solchem Atlas. Sie

regten sich nie, so lange ich sie sah, und gaben vor mir nie keinen Laut: ob ich gleich für meine Waden etwas besorgt war, bevor ich an den Aufenthalt in dem Zimmer des Königs gewöhnt seyn konnte. Wenn der König zuweilen etwa nach der Mittagsmahlzeit, oder später, nach der Terrasse vor seinen Fenstern sich bringen ließ, um da die Sonne zu geniessen, so brachte man auch immer einen Stuhl für eines dieser Windspiele, neben seinen Lehnstuhl auf die Terrasse. Kein Fremder nahte sich auch um diese Zeit der Terrasse, denn die Hündchen fiengen gleich an zu bellen. Der König, der Ruhe und Einsamkeit über alles liebte, konnte jetzt nicht mehr leiden, daß ein Fremder, den er nicht zu sehen verlangte, sich seiner stillen Wohnung nähere, und ihn jetzt auch nur von ferne sehe. Im Jahre 1785, als der König zum lezten male nach der schlesischen Revüe

 reiste,

reiste, war eines dieser lieben Hündchen sehr krank. Er befahl bey seiner Abreise, daß man ihm jeden Tag eine Staffette nachschicke, mit Nachricht von dem Befinden des Kranken. Bey des Königs Rückkunft aus Schlesien, war das Hündchen todt und begraben. Der König ließ es ausgraben, um es noch einmal zu sehen, verschloß sich den ganzen Tag, ließ niemand zu sich kommen, und weinte bitterlich (*).

Diese

(*) Diese Geschichte erzählte mir ein Mann von erhabenem Geiste und einer meiner geliebtesten Menschen auf Erden, Herr von Stamford, damals Capitain vom Ingenieürcorps in Potsdam und Lehrer beyder Prinzen von Preüssen, nunmehr holländischer Oberster und Oberhofmeister des Erbprinzen von Oranien. Zu diesem setzte der vormalige Kammerhusar und nunmehrige Herr geheime Kriegsrath Schöning in seinen mir freündschaftlichst mitgetheilten Berichtigungen meiner Schrift über Friedrich den Grossen

Diese doch allerdings übertriebene Liebe des Königs für seine Hündchen hat unglaubliche Commentarien und Glossen veranlasset, die

Grossen vom Jahre 1788, noch folgendes: „Die Neigung zu diesen Hunden gieng bey dem „Könige äusserst weit. Drey oder vier waren „beständig um seine Person. Einer war Favorit; die andern Gesellschafter des Favoriten. „Beständig lag der Hund an der Seite des Königs, auf einem besondern Stuhle, mit zwey „Kissen bedeckt, und schlief des Nachts im Bette „seines Herrn. Die andern mussten den Abtritt „nehmen, und kamen des Morgens beym Aufwachen des Königs wieder. Der König war „äusserst für die Pflege und Gesundheit des Favorithundes besorgt, und der Schmerz bey „dem Verlust desselben ist nicht auszudrucken. „Sie wurden in Sanssouci an einer gewissen „Stelle in einem Sarg begraben, und bekamen „einen Leichenstein mit der Aufschrift ihres Namens. — Einige Jahre früher als 1785 begab sich die Geschichte mit dem gestorbenen „Hunde, als der König in Schlesien war. Die „Staffette

die ich mich wohl hüte hier zu erzählen. Solcher Argwohn fand an einigen deütschen Höfen ganz unbegreiflichen Beyfall. Aber Höfe die sich solche unmögliche Dinge denken, werden gewiß auch nichts Absurdes in einem Gedanken finden, den einst ein bayerischer Oberkammerherr hatte. Ein Churfürst in Bayern erfuhr, man habe seine Gemahlinn mit einem Kammerherrn auf der That belauscht; und

„Staffette welche die Nachricht von dem Tode „dieses Hundes brachte, nahm auch gleich die „Ordre zurück, daß der Hund gleich ausgegra„ben und auf die Bibliothek zu Sanssouci hin„gestellet werden müsse. Als nun der König zu„rückkam, hielt Er sich zwey oder drey Tage „lang, oft und ganze Stunden bey dem Hunde „auf, und weinte bitterlich. Aber er verschloß „sich nicht; und sprach auch alle diejenigen die „er sprechen musste. Sodann wurde der Hund „an einem gewissen Orte begraben! — Der „würdige und verdienstvolle Herr Oberste von „Stamford kann diese Anekdoten nicht so genau „wissen wie ich, als Augenzeüge.“

und befahl gleich, daß man alles was männlich sey, aus dem Hause der Churfürstinn wegschaffe! — Man besetzte also das ganze Haus der Churfürstinn mit Weibern und Mädchen. Der Oberkammerherr, der von dem Churfürsten diesen Auftrag hatte, sah aber am Ende noch eine Menge Canarienvögel in dem Hause, und befahl gleich daß man alle Männchen wegschaffe: denn Seine Durchlaucht der Churfürst, sagte der diensteifrige und argwöhnische Oberkammerherr, wollen daß man ohne alle Ausnahme nichts männliches bey der durchlauchtigen Churfürstinn lasse.

Man hat mich oft befragt: ob Friedrich auf seinem Krankenlager keine Zweifel in Absicht auf seine Religionsgrundsätze geäussert habe; ob Er seinem Unglauben getreu geblieben sey, bis in den Tod? — Mehr als einmal hatte ich Gelegenheit zu bemerken, daß

Nicht-

Nichtseyn nach dem Tode bey dem Könige, als eine bekannte und erwiesene Wahrheit galt. Etwas anderes erwartete ich auch nicht. Aber es befremdete mich doch sehr, als mir der Marquis Lucchesini sagte: „Der „König spreche doch jetzt mehr von solchen „Dingen als sonst; Er wiederhohle oft seine „alten und bekannten Meinungen, und scheine „bisweilen ziemlich ernsthaft wissen zu wollen, „ob man etwa vielleicht das alles nicht auch „anders nehmen könne?“ — In so weit könnte man denken, Friedrich habe in seinen lezten Tagen zwischen seinem Glauben und vieler anderer Menschen Glauben ein wenig geschwanket. Aber ganz zuverlässig weiß ich, daß er zwar alle Einwürfe die man ihm machte, geduldig anhörte, aber doch am Ende von seinen felsenfesten Meinungen, Gesinnungen und Entschlüssen bis in seinen Tod nicht abgieng. An die Unsterblichkeit der Seele

hat

hat Friedrich in seinen lezten Tagen gewiß eben so wenig geglaubt als an Aerzte und Arzneykunst.

Aber nicht nur duldsam, sondern auch äusserst gütig und nachsichtig dachte Er in seinen lezten Tagen, selbst in Absicht auf wüthende oder gar wahnsinnige Christen.

Noch in seinen lezten Tagen gab er ein grosses Beyspiel von Duldsamkeit gegen einen Menschen, der es mit Capuzinergewalt versuchte den sterbenden König in seine Kirche hereinzureissen. Eben in der Zeit als ich die Ehre hatte bey dem Könige zu seyn, fand sich einst des Morgens frühe unter den Briefen die eben eingekommen waren, und die der König seinen geheimen Cabinetsräthen übergab, einer der diesen Herren so comisch auffiel, daß sie ihn dem Könige mit Haut und Haar überreichten. Er war nicht unterschrieben; und hätte sich aber auch der Schreiber

des

des Briefes genannt, so hätte ihm der König höchstens etwa durch einen gutmüthigen Scherz geantwortet. Allerunterthänigst, aus wahrer Liebe und innigem Gewissensdrange, stellte der gute Mann dem Könige vor: „welcher Unchrist Er gewesen sey sein Lebenlang. „Noch sey es Zeit daß er sich bessere und bekehre. Aber — da Er schon einen Fuß im „Grabe habe, und den andern halb: so sey „die höchste Eile nöthig, wenn Seine Majestät nicht dahin fahren wollen, wo ewiges „Heülen und Zähnklappen sey; und wenn „Sie nicht wollen in der Hölle gebraten werden in alle endlose Ewigkeit!“ — Am Abend dieses Tages schenkte der König dem Herrn von Lucchesini diesen Brief, und sagte: voyés comme on a soin de mon ame!

Eben war ich im Hause des Herrn von Lucchesini, in einer grossen Gesellschaft von Hofleüten und Officieren, als der Herr Marquis

quis des Abends von Sanssouci kam, und uns allen diesen Brief zeigte. Er ward von einem Officier der ganzen Gesellschaft laut vorgelesen, und wir lachten alle herzlich. Die potsdamischen Damen, die Hofleûte und Officiere, waren alle einstimmig, daß ein Prediger diesen Brief geschrieben habe! Mir schien es daß nur ein ganz nårrischer oder wahnsinniger Mensch diesen Brief geschrieben haben konnte.

Als ich hierauf am nåchsten Morgen nach Sanssouci kam, erzåhlte ich Herrn Schöning diese Geschichte, und fragte ihn: ob er sich nichts zu erinnern wisse, woraus man etwa den Verfasser dieses Briefes errathen könnte? Herr Schöning besann sich, daß etwa vor vier Wochen ein wahnwitziger Prediger, von der aûssersten Grånze von Preûssen, zu Fuß, nach Sanssouci gekommen sey; und durchaus verlanget habe den König wegen einer

höchst wichtigen Angelegenheit zu sprechen! — Herr Schöning, der alle Zeichen des Wahnwitzes an diesem armen Manne bemerkte, und dabey wusste, wie scheü der König vor solchen Leüten war, wagte es nicht den Mann zu melden, sondern beredete ihn mit Geld und guten Worten nach seiner Heimat zurückzugehen. Höchst wahrscheinlich war dieser wahnwitzige Prediger der Verfasser dieses Briefes.

Friedrich der Grosse fühlte daß er Mensch war, und gestand die Schwäche und Abhängigkeit unserer Natur. Tief und eingreifend fühlte er was er war, und was wir alle sind, oft mit Demuth, mit Trübsinn, und mit wahrer Melankolie. Er der König, der Ueberwinder, der Held, sagte mir schon im Jahre 1771 mit tiefem Nachdenken: »ach ich »kann nicht alles Schwere überwinden!« — Er, der gröste Mann des achtzehnten Jahrhun-

hunderts, sagte mir, im lezten Sommer seines Lebens: „ach ich war doch immer nur „ein armer sterblicher Mensch!“ — Er, der noch kurz bevor er zu den Helden der Vorzeit hinabstieg, jeden Morgen, sein ganzes Reich regierte mit wahrer Königskraft, sagte mir den dreissigsten Junius 1786: „ich bin nichts „mehr als ein altes Gerippe; ich tauge zu „nichts mehr, als hingeworfen zu werden „auf den Anger!“

Nach seiner Philosophie glaubte Friedrich der Grosse, das blinde Ohngefehr sey die einzige Ursache seines Daseyns. Er fühlte zwar tief und schrecklich, seine Abhängigkeit von einer höhern Kraft, von der alles zerstörenden Kraft des Alters und der Zeit. Aber den Trost, das Hochgefühl, das der allergemeinste und allergeringste Mensch haben kann wenn er will, hatte dieser grosse Held und König nicht. Ihm mangelte der erhabe-

habene Trost, der eben aus unserer Schwäche fliesset, und aus unserer Abhängigkeit: der Gedanke unserer Abhängigkeit von Gott, und dem weit über Erde und Grab hinausreichenden Zwecke unsers Daseyns. Friedrich der Grosse hielt sein Leben für einen Hauch den das Ohngefehr gebahr, und der im Alter verdüfte. Er glaubte nicht an das größte, beste, edelste und gewaltigste in Ihm, an die Unzerstörbarkeit seiner Seele. Nach seiner Philosophie hieng sein Geist an seinem Körper, und mit einander mussten beyde hinfallen und vergehen.

Er, dem seine Abhängigkeit von Alter und Zeit so traurig auffiel, fühlte nicht: daß eben diese Abhängigkeit, die uns auf der einen Seite so klein macht, uns auf der andern so sehr erhöhet, uns in eine beständige Verbindung setzet mit Gott. Eben dieß und sonst nichts in der Welt, keine Geisteskraft,

keine

keine menschliche Gewalt und Grösse, keine Krone, kein kaiserlicher und kein königlicher Purpur, stärket so sehr den menschlichen Muth, belebet so sehr die menschlichen Kräfte, erwecket in uns immer von neüem diesen unbezwingbaren Menschentrutz, der doch immer an uns wieder bemerklich und kennbar wird, so sehr wir auch wissen denselben da zu verbergen, wo es der Wohlstand erheischet. Wir reden mit Gott, werfen uns hin vor seiner Allmacht, erkennen alles was wir nicht sind, und allein durch Ihn seyn können und seyn werden, erwarten Hülfe allein von Ihm: und dann, so lange uns dieser Glaube an Gott nicht verlässt, überwinden wir die grösten und schrecklichsten Gefahren.

Religiöse Gesinnungen, wenn sie lebhaft genug empfunden sind, geben also den edelsten den grösten Heldenmuth, den Friedrich aus sich selbst hatte, und die aufrichtigste

Todesverachtung. Keine Furcht von keiner Art, kommt in den bedenklichsten Umständen unsers Lebens, gegen die Kraft religiöser Gesinnungen in uns auf. Mit dieser Kraft, die allein von Gott kommt und allein aus unserm Vertrauen zu Gott fliesset, trat ich, am Morgen des vier und zwanzigsten Junius 1786, vor diesen schrecklichen König, mit unerschrockenem Sinn und innerer Ruhe.

Schwärmerey sey dieß, wie alle religiösen Gesinnungen die nicht gebadet sind in kaltem Deismus; wer darf das sagen (*)?

Traurige Gefühle hatte doch also Friedrich der Grosse in seinen lezten Tagen, und kurz

(*) Der Zopfprediger Schulz im Dorfe Gilsdorf bey Berlin in seiner Widerlegung der Schrift des Ritters von Zimmermann über Friedrich den Grossen. Germanien (Berlin) 1788. S. 20.

kurz vor seinem Tode. Solche Gefühle verheelen sonst die Menschen gar zu gerne an sich selbst, aus Eitelkeit und affectirter Seelengrösse. Sie verheelen dieselben auch darum an grossen Menschen, die sie loben wollen! Aber König Friedrich verheelte sie mir nicht. Sie beügten auch seinen Geist nur auf kurze Zeit; denn da sie sonst so leicht alle Regsamkeit, alle Thätigkeit, alle Willenskraft, auch in sonst sehr guten, sehr vortreflichen Köpfen vernichten: so behielt Er doch immer am Ende, seinen festen Muth, durch die Kraft und den Trutz, durch die Festigkeit und Allgewalt seines Willens.

Lange vor dem Tode des Königs gieng indessen doch an einigen kleinern Höfen Deütschlands die Rede: »Friedrich der »Grosse sey am Abend seines Lebens sich

»nicht mehr ähnlich gewesen, seine Seelen-
»kräfte seyen gesunken, sein Geist sey von
»ihm gewichen!«

Mancher Fürst könnte, wie mir deücht, sich des Geistes freüen, den Friedrich der Grosse am Abend seines Lebens hatte, und käme wahrlich dadurch zu einem grossen Namen. Die Minister, Gesandten, geheimen Cabinetssecretaire, und Generale des Königs wissen: ob Friedrichs Geist nicht noch in allem geathmet habe, was Er im Sommer 1786 that. Was Herr von Herzberg der Nachwelt hierüber gesagt hat, wird bleiben; das Gerede der Höfe hat man anjetzt schon vergessen. Ich habe selbst den König in mancher Stunde gesehen, wo es mir völlig schien als wenn Er sich noch heüte zu einem Kriege entschliessen könnte. Mitgegangen wäre er nun freylich nicht; aber die

besten

besten Plane auszudenken, und diese aufs Beste ausführen zu lassen: das war noch ganz im Vermögen des Kopfes den ich sah, und der Augen die ich nie vergesse (*).

Noch in der Zeit da ich in Potsdam war, oder wenigstens ganz kurz vorher, schrieb Friedrich mit eigener Hand, eine Instruktion für einen seiner Gesandten an einem der mächtigsten Höfe von Eûropa; und diese Instruktion war, wie man mir versichert hat,



(*) Mirabeau sagt verhoffentlich mit Unrecht: Les deux tiers de Berlin s'évertuent aujourd'hui à prouver que Fréderic II. fut un homme ordinaire et presque audessous des autres! Aber er setzet höchst erhaben hinzu: Oh! si ses grands yeux, qui portoient au gré de son ame héroique la seduction ou la terreur, se rouvroient un instant, auroient-ils le courage de mourir de honte, ces adulateurs imbecilles? *Histoire secrete de la cour de Berlin.* Tom. I. pag. 217.

ein Meisterstück von Politik. So erfuhr ich auch in Potsdam, daß während meines Aufenthalts daselbst, Friedrich in einer auswärtigen Angelegenheit, die in seinem politischen System auf grosse Dinge der Zukunft zielte, Entschlüsse genommen und am gehörigen Orte habe aüssern lassen, so rasch und kühn als in seinen besten Jahren.

---

## 30. Cap.

Ueber die Wendung die der Charakter der Brandenburger bisher durch ihre Regenten nahm. Ueber die Art wie man zuweilen den grossen Friedrich mißverstand. Ueber die jetzige Reinheit der Sitten in Berlin. Ueber die sublimen Nationaltugenden der Brandenburger und insbesondere der Berliner.

Der Charakter der Brandenburger nahm seitdem sie von Königen beherrschet sind, unter jeder Regierung immer eine neüe Wendung, näherte sich immer bestmöglichst dem Charakter des gegenwärtigen Königs. Unter König Friedrich dem Ersten machten Bürger und Edelleüte Aufwand und Staat; man traümte von nichts als Hofleben. Vom Throne

Throne bis zum niedrigsten Pöbel verbreitete sich eine allgemeine Hofjunkerey. Den Soldatenstand betrachtete man als ein nothwendiges Uebel; niemand trat in diesen Stand als wenn er keinen andern Ausweg wusste. Unter König Friedrich Wilhelm dem Ersten trug beynahe die ganze Nation kurze blaue Röcke und lange Degen. Niemand vom Civilstande war kühn genug sich vor dem Könige ohne einen blauen Rock zu zeigen. Die Minister erschienen vor Ihm in stumpfen Schuhen und weissen Camaschen.

Friedrich der Grosse lehrte sein Volk denken. Dieses Gepräge ist ihm geblieben; und man muß wünschen daß es sich nie verwische. Böses und Gutes that man jetzt mit mehr Klugheit. Aber deswegen kann man nicht sagen, daß das brandenburgische Volk unter Friedrich dem Grossen listig, ränkevoll und betrügerisch geworden sey, weil es geglaubt

habe,

habe, es betröge nicht den König sondern nur die Regie. Viel haüfiger ward unter Friedrich Wilhelm dem Ersten betrogen als unter Friedrich dem Grossen: denn die Auflagen auf hochimpostirte Bedürfnisse waren unter Friedrich Wilhelm dem Ersten viel höher als unter seinem Nachfolger, es fehlte dabey an gehöriger Aufsicht und genugsamen Unterbedienten; also ward niemand so leicht ertappt. Mörderlich schrie hingegen unter Friedrich dem Grossen jeder von einem französischen Accisebedienten auf der That ergriffene brandenburgische Biedermann.

Die Grösse und die Richtigkeit von Friedrichs politischen Grundsätzen mißkannte zwar sein Volk sehr oft, aber bey weitem nicht allgemein und nicht in allen Dingen. Das Geschrey gegen Ihn erhub sich immer nur durch einen Theil seines Volkes, oft auch nur durch einzelne Mitglieder jeder Classe. Teüfel

hatte

hatte der liebe Gott ja auch im Himmel! Aber der talentvolleste Berlinersatan ist eher ein gehörnter Esel (*) als ein Satan, und im Grunde doch ein guter Junge, wenn man ihn nur ruhig schreyen lässt, und ihn nur nicht hindert, der lieben Nahrung wegen die Welt aufzuklären.

Entstand unter Friedrich dem Grossen ein allgemeines Geschrey in Berlin gegen irgend eine neüe Einrichtung, oder irgend eine neüe Verfügung, so untersuchte Friedrich: ob die Schreyer hinreichende Ursache haben? Fand er aber keinen gültigen Wahrheitsgrund für dieses Geschrey: so gieng er auf seinem Wege fort, und sagte oft kein Wort.

Als der Großcanzler von Fürst seine Stelle bey Gelegenheit der Sache des Müllers Arnold verlohr, hatte niemand in Berlin, vom

(*) Swifts Meditationen über einen Besenstiel im Neüen deütschen Museum. IV. St. 408. S.

vom Hofe und von der Stadt, vom Civilstande und vom Militäretat, eine Kutsche, der nicht zu dem unglücklichen Großcanzler hinfuhr, um ihm sein Mitleiden zu bezeügen. Nach den Gefühlen des Verfassers dieser Fragmente war dieß edel, keck, und groß. Friedrich war auch von diesen unaufhörlichen Visitenprocessionen sehr wohl unterrichtet, und sagte ganz gelassen: „mein Volk wirft „mir Steine an den Kopf, und ich sorge „doch unaufhörlich nur für mein Volk (*).“

„Wenn ich, sagt der Herr Buchhändler „Friedrich Nicolai, über viele wichtige Ge„genstände irgend etwas weiß, über Glau„bensfreyheit, über Aufklärung, über Sitt„lichkeit, über Thätigkeit, über Indüstrie, „über Handlung, über Cirkulation, über „die Wendung welche der Charakter von Na„tionen

(*) Le Public me jette la pierre, cependant je ne travaille que pour lui.

„tionen durch ihre Regenten nimmt—: so
„habe ich es meiner beständigen Beobachtung
„dieses im Frieden noch mehr wie im Kriege
„thatenreichen Mannes, und meiner mehr
„als zwanzigjährigen Aufmerksamkeit auf
„seine Verfügungen, und auf die Folgen der-
„selben die uns vor Augen liegen, zu dan-
„ken. — Meine Ueberzeügung von der Weis-
„heit seiner Regierung ward zuerst sehr leb-
„haft, als nach diesen sieben für Berlin so
„drückenden Friedensjahren, in den Jahren
„1771 und 1772 eine allgemeine Theürung in
„Deütschland, und dadurch an vielen Orten
„Hungersnoth entstand. Damals ward hin-
„gegen in unserm Lande — zur allgemeinen
„nothdürftigen Verpflegung bis in die klein-
„sten Städte Rath geschaft. — Ja es nah-
„men sogar viele Unterthanen aus benachbar-
„ten getreidereichen Provinzen zu uns ihre
„Zuflucht, und fanden Hülfe: theils aus
„unserer

„unserer eigener Ersparung, theils durch Zu-
„fuhr durch unser Land über See. Dieser
„grosse Zug in der Regierungsgeschichte Frie-
„drichs ist, wie so viele andere, bis jetzt
„öffentlich noch nicht bemerkt; aber mir
„schwebt noch lebhaft der Eindruck vor, den
„er damals auf mich machte. Ich fieng an,
„deütlicher zu merken, was ich schon seit eini-
„ger Zeit geahndet hatte, daß dieser grosse
„Mann nicht, wie er verdiente, von allen
„Seiten bekannt war. Man hielt ihn fast
„allgemein für einen blossen Soldaten (*).“

Also hat der Herr Buchhändler Friedrich Nicolai die Regierungsweisheit Friedrichs des Grossen nach einer so beständigen Beobachtung, nach einer mehr als zwanzigjähri-
gen

(*) Nicolai in der Vorrede zum ersten Heft seiner Anekdoten von König Friedrich II. von Preüssen. S. 12. 13. 14. 15. N. 5327 x cl. O.

gen Aufmerksamkeit, doch erst lebhaft in den Jahren 1771 und 1772 erblicket? — Also hielt man vor dieser grossen Entdeckung des Herrn Nicolai, Friedrich den Grossen für einen blossen Soldaten?

So wenig Weisheit in der Verwaltung seiner Staaten hatte jedoch Friedrich seit dem Augenblicke seiner Thronbesteigung nicht gezeiget, als sein aufmerksamer Beobachter, Herr Nicolai, vermuthen lässt. Auch war es nicht sehr weise daß man ihn fast allgemein für einen blossen Soldaten hielt. Gleich nach seinem Regierungsantritt übernahm Friedrich alle Pflichten und Geschäfte eines grossen Regenten, und seine durchdringenden Einsichten gaben auch gleich allen sehenden Beobachtern zu erkennen, daß er etwas mehr sey als ein blosser Soldat. Eifrig und weit hatte man unter der Regierung seines Vaters die fiscalischen Ansprüche getrieben; er hingegen gab

sogleich

sogleich das bekannte Possessionsedikt. Nach diesem Edikt, war jeder der von dem Augenblicke seines Regierungsantritts, also nur von 1740 bewies, er sey im Besitz der Gerechtigkeiten und Regalien eines Grundstücks gewesen, gegen alle Ansprüche des Fiscus, der Kriegs und Domainenkammern, Steüerräthe und dergleichen, gesichert. Ein grösseres und besser ausgedachtes Geschenk hätte dieser grosse Regent, nach der damaligen Lage der Dinge, seinem Volke nicht machen können.

Friedrich dachte sodann auf die Verbesserung der Justiz. Was er zuerst angriff, war der interessanteste Theil für die Menschheit, die Criminalgesetze. Er verbot gleich alle Tortur. Die alten Rechtsgelehrten erschracken über diese Neüerung, und glaubten, nach Abschaffung der Daumschraube seyen alle Wege zur Wahrheit verschlossen. Man

unterließ keine Art von Vorstellung gegen diese den preůssischen Juristen an Herz und Eingeweiden wůhlende Neůerung. Man schrie, daß gewiß alle Diebesbanden aus ganz Deůtschland sich nach den preůssischen Staaten ziehen werden, sobald allgemein bekannt sey daß man in diesen Staaten die Tortur abgeschaffet habe, denn die Tortur fůrchten die Diebe mehr als den Tod. Soviel verwilligte der Kǒnig doch hierauf, daß die Tortur nicht durch ein ordentliches Edikt und Proclama abgeschaffet werden solle, aber alle hohen und niedrigen Gerichte erhielten die strengsten Befehle sich niemals der Tortur zu bedienen. Niemals wollte der Kǒnig zugeben, daß man diejenigen welche einen rechtlichen Verdacht gegen sich haben und dennoch die That laůgnen, durch die Tortur zum Bekenntniß bringe. Aber fůrchterlich groß blieb dennoch bey einigen preůssischen Richtern der

Hang

Hang für die alte Gewohnheit und die liebe Tortur. Dieses schönen Hülfsmittels zur Entdeckung der Wahrheit konnten sich diese eingeschränkten Köpfe nicht enthalten; denn sie liehen aus der Militärprocedur die alte russische Methode, etwas hart beschuldigte Delinquenten mit kleinen Stöcken bis aufs Blut zu prügeln. Friedrich ertheilte aber das schärfste Verbot auch gegen diese Barbarey eingeschränkter Juristenköpfe. Niemand wird einen Fall angeben können, in welchem nach dem Jahre 1743, auch schon zuvor, ein einziger Mensch in den preussischen Staaten die ordentliche Tortur erlitten habe, obschon der Herr Graf von Mirabeau die Abschaffung der Tortur unter Friedrich dem Grossen geradezu laügnet (*).

 Den

(*) Beaucoup d'écrivains, et Voltaire lui-méme, ont vaguement allégué que Fréderic avoit aboli

Den Scharfblick und das durchdringende Auge des jungen Königs in Finanzsachen beweisen auf eine auffallende Art, zwey gleich nach seinem Regierungsantritt ertheilte Instruktionen. Die erste hielt man im Anfange sehr geheim, und es ward den Ministern, Presidenten und Räthen, auf ihren Eid verboten dieselbe bekannt zu machen; Kenner geben ihr das Lob der höchsten Vortreflichkeit. Nur zwey Punkte habe ich davon in Erfahrung bringen können. Erstlich erklärte der König, daß er alle mit Ungerechtigkeit verbundene Vermehrung seiner Einnahme verfluche, und darum bey seiner grösten Ungnade verbiete dergleichen jemals vorzuschlagen. Zweitens hat er verordnet, daß wenn sich zwischen dem Fiscus und einer jeden Privatperson ein Proceß erhöbe, worinn die Fode-

aboli la question. Ils ont avancé un fait faux. *De la monarchie Prussienne.* Tom. V. pag. 294.

Foderung zweifelhaften Rechtes scheine, so sollen allemal die Kammern nachgeben und der Klage entsagen: weil der Gegenstand oft für einen Privatmann groß genug sey, um seine Glücksumstände zu verändern; und dieß hingegen bey den königlichen Cassen keinen grossen Unterschied mache. Die zweite Instruktion war für das Generaldirectorium des Kriegs und Finanzwesens. Kenner halten auch diese für ein Meisterstück, und jeden Zweifler an dieser Wahrheit für einen Tropf, der nicht verdient als ein Schüler in Finanzsachen angenommen zu werden, oder auch nur als der kleinste Unterbediente oder Mithelfer bey ihrer Administration.

Friedrichs politisches Genie erhellet auf eine höchst glänzende Art aus Schriften die uns aufbewahret sind, und die er schon als Kronprinz schrieb. Getreu blieb er sein ganzes Leben hindurch allen, in diesen frühen

Beweisen seines grossen Geistes und seines Tiefblicks in politischen Dingen, geaüsserten Grundsätzen. Man hat zwar in seinem eigenen Lande und in vielen auswärtigen Staaten diesen politischen Tiefblick verkannt; selbst seine Minister haben denselben zuweilen verkannt. Aber Friedrich war gewohnt sich niemals die M. ihe zu geben andere von dem Grunde irgend einer seiner Handlungen zu unterrichten, als nur in dem Augenblicke da er ihrer Mitwirkung bedurfte. Auch nur die ungeheüre Menge der von Ihm, von 1740 bis 1757 gegebenen Verordnungen über alle Theile seiner Regierung, zertrümmert allen Widerspruch, und beweiset daß Friedrich doch schon damals etwas mehr war als ein blosser Soldat.

Niemand wird laügnen daß Friedrich nach dem siebenjährigen Kriege grösser war als vor demselben: denn allerdings zeigte er sich

nach

nach diesem heroischen Kriege, nicht nur als ein grosser Regent, sondern auch als der gröste Mann in der Kunst einem zerrütteten Staat wieder aufzuhelfen, und demselben seine vorigen Kräfte wieder zu geben. Aber Herr Nicolai war nach so vieljähriger und so beständiger Beobachtung dieses im Frieden noch mehr wie im Kriege thatenreichen Mannes, von Friedrichs Weisheit in Regierungssachen doch erst recht lebhaft in den Jahren 1771 und 1772 überzeügt? — Wahrlich dieß begreifet man nicht: denn andere ebenfalls grosse Beobachter hatten die Ueberzeügung von dem was Friedrich für seine Länder war und seyn konnte, ein Vierteljahrhundert früher als Herr Nicolai! — Schon in den ersten Jahren von Friedrichs Regierung, also doch ein volles Vierteljahrhundert früher, sahen sie was Herr Nicolai nicht sah: und was er auch freylich nicht sehen konnte, da er so

viele andere Dinge zu sehen und zu beobachten hat, und für so viele andere auch wichtige Dinge zu sorgen und zu wachen.

Geahndet hat indessen doch Herr Nicolai, aber nur um ein ganzes Vierteljahrhundert zu spät, daß Friedrich nicht nur ein blosser Soldat war. Seine ersten Schritte nach seiner Thronbesteigung bewiesen, daß er ganz ein so grosser Regent seyn könne, als er es nach dem siebenjährigen Kriege ward; und gleich nach der Eroberung Schlesiens zeigte er auch schon durch die gänzliche Umschaffung dieser Provinz, wie gut er nicht nur die Kunst verstand Länder zu erobern, sondern auch Länder zu verwalten. Ein Unglück war es freylich, daß Friedrich seinen grossen Beobachter, den Herrn Nicolai, nur erst alsdann von seiner Weisheit in der Regierung seiner Staaten recht lebhaft überzeügte, nachdem Er schon mehr als dreissig Jahre auf

dem

dem Throne saß, und Herr Nicolai schon ein Vierteljahrhundert in seinem Buchladen.

Aber dieses Unglück wird durch die Rechenschaft vergütet, die Friedrich selbst am Anfang seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges von der ehemaligen Administration seiner Staaten giebt. Mit Erstaunen erblicket man schon da, die höchste Weisheit in der Reformation der Justitz, und in der Emporhebung der Finanzen, des Landbaues, der Manufacturen, der Handlung, und der Betriebsamkeit. Von 1740 bis 1756, also gerade in den Zeiten in welchen Herr Nicolai in seinem Laden von Friedrichs Regentenweisheit noch gar nicht lebhaft überzeügt war, hat doch Friedrich, wie Er selbst erzählet, mit Ausnahme der Einkünfte von Schlesien und Ostfriesland, und ohne die Auflagen seines Volkes um einen Pfennig zu erhöhen, seine Einkünfte um zwölfhundert tausend

Thaler, die Zahl seiner Unterthanen bis auf fünf Millionen, und den Wohlstand seiner Länder, seit den lezten Jahren der Regierung seines Vaters, um die Hälfte vermehret (*).

Bewunderungswürdig sind die unter Friedrichs Regierung auch nur in Berlin erfolgten Veränderungen. Sie giengen fast durch alle Classen der Dinge, die in einer grossen Stadt verändert werden können. Unermeßlich viele neüe Gebaüde stehen anjetzt in Berlin, in Vergleichung mit denen die Friedrich bey seinem Regierungsantritt dort fand; er verwendete unglaubliche Summen auf diese Gebaüde. Die Volksmenge in Berlin war bey Friedrich Wilhelms Tode, etwas über sechzig tausend; seitdem hat sie sich verdoppelt. Soldatisch rauh waren die aüssern Sitten in dieser Stadt bis zur Affecta-

tion.

(*) Oeuvres posthumes de *Fréderic* II. Tom. III. pag. 14. 15. 16. 17. 18. 19.

tion. Voltaire sagt: „der Berliner Hof war „damals ein grosses Corps de Garde in dem „der König auf einem hölzernen Schemmel „präsidirte." — Buchstäblich ist dieß wenigstens in Absicht auf sein Tabackscollegium wahr. Unter Friedrich dem Grossen ward hingegen in Berlin ein weit mehr anständiges Betragen im Umgange eingeführet; mehr als an irgend einem Orte in Eüropa traf man da zwischen Rauheit und übertriebener Weichlichkeit die Mittelstrasse. Unter Friedrich Wilhelm herrschte Zwang in allem, und sogar in den Wissenschaften; dem armen Professor Wolf ward die Landesverweisung bey Strafe des Galgens angedeütet. Friedrich der Grosse ließ jeden denken und schwatzen was er wollte; und er verstattete den Berlinern so viele Freyheit in ihren Handlungen, als nur irgend in der bürgerlichen Gesellschaft angieng.

Miß-

Mißverstanden ward er aber auch hier wieder. Eine höchst verehrungswerthe, aber dann auch zuweilen bis zum äusserſten Uebermuth getriebene Freyheit im Denken, herrschte seit seinem Regierungsantritt an den Ufern der Spree. Der König verbot sich selbst alle Herrschaft in Dingen wo der Mensch keinen Zaum leidet. Er dachte frey. Nun schafften Hofleüte, Grosse und Bürger, ihre weissen Camaschen ab, und erlaubten sich die höchste Freyheit in Denkart, in Sitten und im Glauben, dessen sich Friedrich nie bemächtigen wollte. Unchristenthum ward Mode und Deisterey guter Ton. Eine bescheidene Freyheit wollte der König; aber Unglauben und Sittenlosigkeit stiegen bis zur zügellosesten Frechheit. Aufklärung war zwar damals in Berlin noch kein Modewort; man begnügte sich mit der Sache. Die Männer straübten sich gegen allen Geisteszwang, die Weiber

gegen

gegen allen Zwang ihrer Herzen. Unter den Augen ihrer Gattinnen liessen sich höchst angesehene berlinische Cavaliere nicht nur etwa des Abends sondern auch am hellen Morgen, ein paar Freudenmädchen ins Haus hohlen: eben so unbefangen, wie sich der Pöbel eine Bouteille Wein, oder für einen Groschen Schnupftaback hohlet. Die Weiber krönten ihre Männer, nicht etwa nur aus Lust und Liebe zur Sache, sondern aus lauter Freude und Enthusiasmus über berliner Freyheit. Viele sonst übrigens ehrbare und sehr gutherzige Damen, machten ihre Männer zu Hahnreyen, weil sie hofften, der König verzeihe ihnen dieß aus Liebe zur französischen Litteratur. Ehescheidungen waren wirklich durch die Gesetze erleichtert, und dieß führte zu unzählichen und unglaublichen Ausschweifungen. So gieng es in Berlin bis zum Anfang des siebenjährigen Krieges, nicht in

allen

allen Haüsern; es wäre schändlich dieß zu sagen, und thöricht es zu glauben: aber in Haüsern nach der Mode.

Als Friedrich der Grosse seine Regierung antrat, kamen die Ersten im Staate und viele im Volke, aus Friedrich Wilhelms strenger Vaterzucht in Freyheit. Das rauhe Berlin ward galant. Friedrich selbst gab einigen Anlaß zu dem Verdachte daß er auch Galanterie liebe, wie man aus dem fünften Capitel dieser Fragmente weiß. Genug und allzuviel war dieß, für die Söhne der Höflinge die in Friedrich Wilhelms Zeiten die Gunst des Königs durch stumpfe Schuhe suchten, und durch weisse Camaschen; die vormals wähnten, man komme zu nichts ohne einen kurzen blauen Rock. Aber nach dem siebenjährigen Kriege änderte sich dieß alles. Der König und der Hof wurden alt. Bey der Rückkunft aus so vielen mühseligen

Feld-

Feldzügen nahmen die Begierden der Menschen eine ganz andere Richtung. Jede auffallende und grobe Galanterie ward selbst in Berlin schimpflich. Alle tugendhafte Damen vom ersten Range, vermieden allen Umgang mit einigen freyen Damen ihres Ranges, die etwa noch den Freudenmädchen in der Oper das Handwerk verdarben.

Berlinische Sitten, berlinische Denkart, die geheimste Geschichte Berlins, alle sichtbaren und unsichtbaren Revolutionen dieser grossen Königsstadt, kennet doch wohl niemand tiefer, gründlicher und besser, als der Herr Graf von Herzberg. Dieser grosse Staatsminister schrieb mir den siebenten Junius 1788: »Da sie mich fragen, was »ich aus ihrem Buche über Friedrich den »Grossen weggestrichen wünsche, so antworte »ich ihnen mit meiner gewöhnlichen Frey»müthigkeit, daß ich nichts aus diesem Buche

 »weg»

v. Berl. Monatschr. 1790. p. 268.

„wegwünsche, als was sie darinn, über die „Religionslosigkeit, über den Luxus, und „über die Zügellosigkeit der Sitten sagen, die „in Berlin herrschen sollen. Ich lebe in „Berlin seit dem Jahre 1745; aber was sie „von diesen Gegenständen erwehnen, habe „ich seit dem siebenjährigen Kriege nicht be„merket. Ich glaube daß jene Ausschweifun„gen vor jenem Kriege sich zeigten; und daß „man ihnen das Gemälde übertrieb. Frey„lich giebt es in Berlin noch Laster, zumal „in den niedrigen Classen. Aber die meisten „Fremden haben mir gestanden: sie finden „weit mehr Sitten und weit mehr Religion in „Berlin als anderswo, zumal in der grossen „Welt (*).“

Nach

(*) Comme vous me demandés ce que je voudrois voir rayé de votre ouvrage sur Fréderic le grand, je vous dirai avec ma franchise ordinaire: que je n'en trouve rien, que ce que vous

Nach einem solchen Zeügnisse, ist es unmöglich, das heütige Berlin nicht für eine Stadt zu halten, wo man Religion verehret, und wo zumal die höhern Stände, und die sogenannte grosse Welt, durch eine ganz vorzügliche Reinheit der Sitten sich auszeichnen. Friedrich der Grosse sprach also allerdings nur von der niedrigsten Volksclasse in Berlin, als er noch in seinen lezten Lebensjahren sagte: »Ich gäbe gerne einen Finger von



vous dites de l'irreligion, du luxe, et de la vie debordée, qui devoit regner à Berlin. J'y suis dépuis l'an 1745; mais je ne m'en suis pas apperçu dépuis la guerre de sept ans. Je crois que les excés s'en sont manifestés avant cette guerre, et qu'on vous a exageré le tableau. Il y a sans doute encore des vices, surtout dans les classes subalternes, mais la plupart des étrangers m'ont avoué, qu'ils trouvoient beaucoup plus de moeurs et de religion à Berlin qu'autre part, surtout dans le grand monde.

„meiner Hand, wenn die Sitten meines „Volkes noch so beschaffen wären, wie ich „sie gefunden habe (*).“

Berlin unterscheidet sich aber auch noch von mancher andern Seite auf die edelste Art. Nirgends in ganz Europa giebt es weniger Diebstahl, Einbrüche und Mord, wie in Berlin. Als die Franzosen der Regie wegen, nach Berlin kamen: hatte man eben seit achtzehn Monaten keinen Menschen gehenkt. Dieß setzte die Franzosen in die äusserste Verwunderung; das ist ein sonderbares Land, sagten sie, wo man niemand henkt (**).

So sehr der König auch einerseits klaget: es habe das Stillschweigen der Gesetze im siebenjährigen Kriege bey seinem Volke den Geschmack

(*) Essai sur la vie et le règne de Fréderic II. par Mr. l'abbé *Denina.* pag. 451.

(**) C'est un singulier pays, où l'on ne pend personne.

Geschmack für Lüderlichkeit und eine unmässige Gewinnsucht hervorgebracht (*): so gewiß haben sich anderseits höchst sublime Tugenden in Berlin und in allen preüssischen Staaten, in diesem Kriege und seit demselben entwickelt. Tausende und tausende von fremden Gefangenen und Unglücklichen werden dieß bezeügen. Indeß die grösten Mächte von Eüropa mit nichts umgiengen als mit Projekten zur Verheerung der preüssischen Staaten und zum Umsturze der preüssischen Monarchie; indeß ihre meisten Heerführer mit der pünktlichsten Genauigkeit diese Befehle ausführten, wenn sie konnten; indeß Städte und Dörfer in Flammen standen, und Mord und Plünderung des armen und hülflosen Landmanns für Völkerrecht galt; in diesen Zeiten der allgemeinsten Wuth gegen einen Einzigen: erfuhren österreichische, russische

 und

(*) Oeuvres posthumes. Tom. V. pag. 131.

und französische Verwundete und Gefangene jede Handlung von Menschenliebe in dem wohlthätigen Berlin. Als ein schwer Verwundeter erfuhr ich auf meinem Schmerzenbette in Berlin unaussprechliche Liebe, Freündlichkeit, Großmuth und Güte, viele Monate hindurch, in dem allerausgesuchtesten Umgange den man sich auf Erden wünschen kann, und den ich nirgends in der Welt so gut gefunden hätte wie in Berlin. Man trug mich da auf Engelsarmen. Alles was die allerliebreichste Sorgsamkeit, die zärtlichste Freündschaft, der mir immer zuvorkommende Scharfsinn der Liebe, von Pflege und Hülfleistung und Aufmunterung nur erdenken konnte, fand ich in Berlin. Unvergeßliche Liebe, unvergeßliche Wohlthätigkeit, unvergeßliche und unvergleichbare Hülfe fand ich in Berlin. Sodann hat auch nirgends meine Seele so frey geathmet; nie in Deütsch-

land,

land, war mir Herz, Geist und Imagination, so erheitert, so gehoben, so gestärket, wie in Berlin. In Berlin habe ich mein Leben wieder gefunden, und das höchste Maaß von Großmuth, Milde, Nachsicht, Sanftheit, Menschenfreündlichkeit und Menschenliebe unter Menschen von allen Ständen.

Ein mildthätigeres Volk für die Armen, als die Berliner sind, findet man nicht in der ganzen Welt. Dieß erweiset sich durchgehends und bey allen Gelegenheiten. Im September 1787 ist die Stadt Ruppin abgebrannt; über siebenhundert Gebaüde wurden bey einem heftigen Sturmwind in drey Stunden in die Asche gelegt, ohne daß die Einwohner fast das Geringste retten konnten. Der Ort war volkreich und im vollkommensten Wohlstande. Viele tausend Familien kamen nun, in einer Zeit von drey Stunden,

 in

in die äusserste Dürftigkeit. Allgemein war die Wehmuth und das Mitleiden im ganzen Lande, und vorzüglich in Berlin. Gesammelt ward in allen Städten, nicht an baarem Gelde allein, sondern an allen Arten von Bedürfnissen, Kleidern, Betten, Hausgeräth, und Handwerkszeüg. Die grosse Petrikirche in Berlin ward ausgeraümt, um die zusammengebrachten Effekten abzusondern und einzupacken. Es war ein Schauspiel, würdig des Anblickes aller Engel des Himmels und aller Menschenfreünde auf Erden, ein Schauspiel das man nie ohne die tiefste Rührung und die zärtlichsten Thränen sich denket, ein Schauspiel das jeden guten Menschen zum Gebete für die Wohlfart dieses großmüthigen Volkes vor Gott niederwirft: als die Berliner unaufhörlich, in langen unabsehbaren Processionen von Menschen aus allen Ständen und Classen, nach dieser Kirche zogen,

um

um da ihren Reichthum und ihr Schärflein niederzulegen! — Gemeine Dienstmädchen, die drey Röcke hatten, brachten einen für die Verunglückten. Alle Zünfte vereinigten sich, alle Handwerker traten hervor, um ihren Handwerksbrüdern aufzuhelfen. Die Schuster schickten Leder und Werkzeuge; die Tischler alle Arten von eisernen Handwerksgeräthen, selbst feines Holz und Bretter, denn in Ruppin hatten viele und geschickte Tischler gewohnt. Alle übrigen Zünfte thaten ein gleiches, mit eben dem Wohlwollen, mit eben der Liebe, mit eben der Wärme. Und da eben dieses in allen preussischen Staaten geschah, so ward berechnet: der gröste Theil der Einwohner von Ruppin sey reicher geworden durch dieses Unglück. Nur acht ansehnliche Kaufleute hatten verlohren, weil ihre Handlungsbücher aufbrannten; aber auch diesen ward durch ihre Handelsver-

 wandte

wandte und Correspondenten unglaublich geholfen. Aus dem grossen Reichthum und dem Geldüberfluß in England und Holland erklären sich die gewaltigen Collekten die man dort so oft erhält. Aber in Berlin, in allen preüssischen Staaten, im ganzen nördlichen Deütschland, zumal auch in der Stadt und im ganzen Churfürstenthum Hannover, herrschet ein allgemeiner Volkstrieb zur Wohlthätigkeit.

Eine höchst erhabene Nationaltugend, die alle andere Tugenden hinter sich zurückläßt, hat Friedrich der Grosse durch den erhabensten Theil seines eigenen Charakters veranlasset. Friedrich verzagte nie, und in allen Unglücksfällen bezeügte sein Volk das standhafteste Vertrauen zu Gott. Oesterreicher und Russen standen in Berlin und ertheilten da ihre Befehle. Aber man sagte in allen preüssischen Provinzen: „dieß ist ein unvermuthe-

„ter Zufall, dieß thut zum Ganzen nichts.
„Man wird sie bald wieder fortjagen, und
„am Ende wird noch alles gut gehen!“ —
So sprachen die Berliner, und so sprach man
überall.

Friedrichs beständige Absicht im sieben-
jährigen Kriege, war seinem Volke Muth
und Zutrauen einzuflössen, und er erreichte
seinen Zweck. Aber es geschah mehr, als Er
suchte und wollte: denn der bessere Theil sei-
nes Volkes gewonn durch diesen Krieg das
gröste Vertrauen zu Gott.

---

## 31. Cap.

### Ueber einige Folgen von Friedrichs Tode. Ueber den Grafen von Mirabeau. Ueber die berlinische Aufklärungssynagoge und ihre Jesuitenriecherey.

In der Stunde da es hieß, der König ist todt, äusserte sich in Berlin was schon länge in sehr vielen unruhigen und ehrgeitzigen Köpfen vorbereitet war. Sie wollten alle an die Stelle Friedrichs des Grossen treten. Nicht nur glaubten sie regieren zu können wie er, sondern sie wollten ihn auch weit übersehen. Was er in der ruhmvollesten Zeit seines Lebens that wollten sie in ihren Cliquen verbessern. Aufgeblasene und von Eigendünkel strotzende Pedanten glaubten sich jetzt in dem vollkommensten Besitze

des

des Aufklärerwesens in der ganzen preüssischen Monarchie. Ueberall erscholl das Geschrey gelehrter Marktschreyer und politischer Quacksalber.

Alle diese Herren wollten den neüen König führen und leiten; und jeder wählte sich dazu einen eigenen Weg. Einer dachte als Favorit sich Gewalt zu erwerben. Andere wollten nur im zweiten Gliede fechten, und sich an stärkere Vordermänner anschliessen. Viele brachten weitlaüftige Plane zur Welt, und glaubten durch diese den König zu gewinnen. Die scharfsinnigsten hofften, der König werde irgend einem Herrn von hoher Geburt, grosser Einsicht und grossem Verstande die Regierung überlassen; und weil sie auch viel Verstand zu haben glaubten, bauten sie schon auf die Gnade des Regenten, ihre Aussichten in glänzendes Glück, grenzenlose

lose Aufklärung, schnelle Beförderung, und unfehlbare Herrschaft.

Sie betrogen sich alle. Friedrich Wilhelm der Zweite ward König im eigentlichsten Verstande. Er regierte selbst und wählte selbst. Grosse Unruhe befiel darum jeden in Ruhe gelassenen Regierungshelfer. Nach der Sitte der Zeit blieb in dieser trostlosen Lage nichts übrig als den König aufzuklären; und zu dieser Operation wählte man vorerst den ehrlichen Grafen von Mirabeau.

Graf Mirabeau hat eine eiserne Stirne. Niemand in Deütschland hat seine Eloquenz. Er schreibt schöner als keine deütsche Feder und spricht besser als kein deütscher Mund. Von jeher war er was die Franzosen un roué nennen. Dieß verschaffte ihm einige Herzensfreünde in Berlin — macht ihn in diesem Augenblicke zum Volksführer von Frankreich,

und vielleicht zur Freyheitszündruthe von ganz Europa.

Als besoldeter Spion eines französischen Ministers kam Graf Mirabeau einige Zeit vor Friedrichs Tode nach Berlin. Sehr frühe entdeckte man die Ursache seiner geheimen Mission. Er selbst schrieb schon den 18 August 1786 nach Versailles: „der neue König „habe gesagt, ich vermuthe Mirabeau hat „den Auftrag mich zu beobachten.“ — Im gleichen Monat wusste man dieß auch schon in Hannover. Der Herzog von York sagte mir in diesem Monat: „Mirabeau ist als „französischer Spion in Berlin.“ — Sehr frühe und richtig fühlte Mirabeau selbst, daß seine niedrige Bestimmung dem Scharfblick der englischen Gesandtschaft in Berlin nicht entgieng; denn schon den 5 September schrieb er nach Versailles; „die englische Gesandt-

„schaft

„schaft schreyt, das ist ein schlimmer Gast,
„kommt ihm nicht zu nahe(*)!“

Das volle Gefühl der schlechten Rolle die ein Spion spielt, hatte der Herr Graf von Mirabeau selbst. Er sagt in den berüchtigten Briefen die eine histoire secrete de la cour de Berlin seyn sollen und doch nur eine histoire secrete des Herrn Grafen von Mirabeau sind: „auf meinen Wegen sind allent„halben Fußangel.“ — Er nennet seine Lage in Berlin neblicht. — Er selbst setzet das Spionenhandwerk unter das Handwerk einer Kupplerinn. — Er sagt: „die Ersten „am Hofe in Berlin entsetzen sich vor mei„nem Wildschweinskopfe! Sie machen lange „Gesichter und erblassen, wenn mich der Kö„nig kaum anblicket.“ — Er sagt: „mein „zweydeütiges, zweifelhaftes, in jeder Ab„sicht

(*) La légation angloise crie: *foenum habet in cornu; longè fuge!*

„sicht ängstliches Daseyn möchte ich abschüt-
„teln; ich bedarf einer ungemeinen Fertigkeit
„und Stärke, um dabey meine Ehre zu
„retten.“ — Er sagt: „ich bin weder mit-
„telbar noch unmittelbar anerkannt; ein
„Machtspruch des Königs in Preussen brin-
„get in einem Augenblicke, mich und meine
„Papiere, in seine Gewalt, und dann bin
„ich verlohren.“ — Er sagt: „eiskalt sind
„die Blicke die mir der König zuwirft.“ —
Er sagt: „bleibe ich lange in Berlin, so trö-
„stet mich nichts, als der sehr grosse Nutzen
„meiner Mission, über meine unverschämte
„Handthierung.“

Vortreflich verstand indessen der talent-
volle Graf Mirabeau seine Handthierung.
Er erschien in allen vornehmen Gesellschaften
von Berlin, und besuchte sehr emsig die Ver-
sammlungen des Hofes. Sein gröstes Un-
glück war, daß sein Committent, der franzö-

sische Minister, ihn ein wenig kärglich bezahlte. Er gestehet daß er selbst nichts zusetzen könne, und in grossen Schulden stecke. Er hoffet für tausend Louisd'or Abschriften von allen auf des Königs in Preüssen Tischen liegenden Papieren liefern zu können.

Unglücklich war aber der Herr Graf von Mirabeau dann auch hauptsächlich dadurch, daß es am Hofe zu Berlin sehr viele ehrliche Leüte giebt. Er wollte alle Schwächen des preüssischen Staates kennen, und machte Jagd auf alles was man etwa der neüen Regierung in Berlin vorwarf. Also suchte er Hülfe, wo er sie fand. Unter dem Vorwande ein grosses Werk über die preüssische Monarchie schreiben zu wollen, bewarb er sich um die Bekanntschaft mit berlinischen Gelehrten. Mit den Aufklärern Berlins floß er wie Quecksilber zusammen: dieß sieht man sonnenklar aus allen in sein Werk de la monarchie prussienne

sienne aufgenommenen Systemen und Gesinnungen, Sympathieen und Antipathieen der berlinischen Aufklärerclique, und aus dem Lobe das er in diesem Werke im höchsten Uebermaaß, ihren fruchtbaren Bemühungen zum Besten der wahren Religion, ihrem Streite mit den Nachtvögeln, ihrer Furcht vor dem Catholicismus, und ihrer Jesuitenriecherey ertheilet. Gebilligt und sich zugeeignet hat er in diesem Werke, alle Neigungen und Abneigungen der berlinischen Aufklärerclique für und gegen Leüte, die er mehrentheils nicht kennet. Ein Herz und eine Seele ist der Herr Graf von Mirabeau überall in dem Werke de la monarchie prussienne mit der berlinischen Aufklärerclique.

Ein vortreflicher berlinischer Sittenmahler sagt: „Unter Cliquen verstehet man in Berlin, die Vereinigung verschiedener Personen „zur Beförderung ihres Nutzens; die Mittel,

 „die

„die sie anwenden, mögen andern schädlich „seyn, oder nicht. Die Glieder einer sol„chen Gesellschaft hängen an einander, wie „die Kletten; und sorgen nur für sich. Was „ihnen zuwider ist, oder Schatten macht, ver„folgen sie gemeinschaftlich. Allenfalls könnte „man solche Gesellschaften auch **Banden** nen„nen. Einige stehen mit allen übrigen „Cliquen in einer Art von Offensiv und „Defensivallianz; treten aber mit einigen „in einen engern Ausschuß zusammen, um „das Nöthige wegen Minirung und Sappi„rung ihrer Feinde zu verabreden. Die „**Litterarcliquen** führen im Wappen einen „Ziegenbock. Ihre Armatur sind Gänsefe„dern; und ihre Losung heißt: wer nicht mit „uns ist, ist wider uns! — Diese Art von „Leüten lobt sich in öffentlichen Blättern, „und einer preisst des andern Schriften. Sie „glauben und rühmen sich an der Aufklärung

„des

„des Volks zu arbeiten, allein sie behalten „ihre eigenen Vorurtheile, die der Aufklä- „rung gänzlich zuwider sind; sie greifen die „Mißbraüche fremder Völker an, und sind „zu zaghaft, vor ihrer eigenen Thüre zu „kehren (*).“

Durch berlinische Cliquen konnte also der Herr Graf von Mirabeau nicht in den Stand gesetzet werden, irgend etwas wahres von König Friedrich Wilhelm dem Zweiten, oder von seinem Hofe, und von seiner Regierung zu erfahren. Welche berlinische Clique übersieht die innern Triebwerke des Hofes, die innere Beschaffenheit der Monarchie, den Gang des preüssischen Cabinets? — Mirabeau hatte indessen, wie man sagt, sechs Schreiber sitzen, die in der höchsten Eile vom Morgen bis in die Nacht zu Papier brachten,



(*) Schattenriß von Berlin. 1788. S. 64. 66. 67.

was ihm dieſe Cliquen mittheilten (*); und man weiß wie ſie ihn unterrichtet haben aus der Lettre preſentée au Roi, aus dem Werke de la monarchie pruſſienne, und aus der hiſtoire ſecrete de la cour de Berlin.

Freünde und Feinde des jetzigen Königs, vortrefliche und redliche Leüte, auch mitunter gehörnte Eſel ſah alſo Herr von Mirabeau in Berlin. Gegen redliche Männer zeigte er aber doch mehrentheils, wenn ſie nicht von hoher Geburt und vornehmem Stande waren, eine auffallende Antipathie. Ganz gewöhnlich pflegt er in ſeiner Converſation zu ſagen, wie ein ſehr liebenswürdiger und vor-

trefliſcher

(*) J'occupe trois hommes tous entiers de la ſeule exécution méchanique de ce que j'ay redigé. Je m'aide du travail et des connaiſſances de pluſieurs autres; tous mes momens et presque toutes mes penſées ſont là, partent de là, et y retournent. *Hiſtoire ſecrete* etc. Tom. I. pag. 278.

treflicher Herr im Umgange mit dem Herrn Grafen bemerket und mir erzählet hat, wenn er von einem redlichen und guten Manne spricht, der mit ihm nicht aus einem Horne bläst: „das ist ein Kerl den man vergessen „hat zu henken (*).“

Herr von Mirabeau nennet die ganze brandenburgische und preussische Nation: „ein langsames, schwerfälliges, unleiden„schaftliches Volk.“ — Er nennet alle Preussen und alle Brandenburger „des Topinam„bou[illegible]“ — Er sagt: „in Berlin sey keine „Betriebsamkeit, keine Nacheiferung, kein Ge„schmack, kein Genie, kein Geld zum Luxus.“ — Er nennet den Berliner Hof: „une cour „Vandale: und in einer andern Stelle, „un noble tripot.“ — Die Academie der Wissenschaften in Berlin, heisset er: „une „academie miserable.“ — Er prophezeyt der

 ganzen

(*) C'est un homme qu'on a oublié de pendre.

ganzen preussischen Monarchie: „sie werde „nicht reif werden, sondern verfaulen!“

Mit dieser Gemüthsart, und nach solcher in den berlinischen Cliquen erworbenen Aufklärung, machte nun dieser dem ganzen brandenburgischen und preussischen Volke so gehässige, und, nach der Art wie man ihn in der berlinischen Monatschrift aushängt, so treue, schätzbare und biedere preussische Patriot in Berlin seinen ersten öffentlichen Schritt. Dieser bestand weiter in nichts, als daß er den König aufklären und Ihm zeigen wollte, wie Er seine Länder regieren müsse! — Ganz war dieß der Inhalt des Briefes, den er an König Friedrich Wilhelm den Zweiten am Tage seiner Thronbesteigung überreichte; und worinn er durch seine wirklich grosse und bewundernswürdige Beredsamkeit, und durch seinen glänzenden kraftvollen und einnehmenden Styl ersetzet, was

ihm

ihm und den berlinischen Cliquen an Sachkenntniß und Wahrheitsliebe mangelt.

Dieser Brief war eine Schmähschrift auf Friedrich den Grossen. Herr von Mirabeau wollte auch selbst nicht, daß man diesen Brief den er in der Folge in Frankreich drucken ließ, etwa nur für eine Satyre halte. Niemand kann besser wissen als Er und seine berlinischen Freünde: daß bittere und falsche Beschuldigungen, die aus der allervollkommensten Unwissenheit, aus den schlechtesten Leidenschaften, und aus der unrichtigsten Beurtheilung fliessen, nicht Satyren sind, weil sie nur schwache Köpfe blenden, und bey guten nichts wirken.

Ein Glück ist es für die Nachkommenschaft, wenn sie Wahrheiten von Vorgängern erfährt, die auch noch wirksam in der spätesten Zukunft seyn können. Es war also Pflicht, daß man aus diesem Briefe des

Herrn Grafen von Mirabeau an einen so grossen König, eine Menge von Unrichtigkeiten aushebe und beleüchte. Diese Unrichtigkeiten sind darinn so haüfig, so groß, und für weniger aufmerksame Augen so gefährlich, daß sie zu den grösten Staatsfehlern führen könnten, indeß da Herr von Mirabeau treüherzig wähnt: er allein besitze die Fähigkeit die preüssische Monarchie von den Staatsfehlern Friedrichs des Grossen zu reinigen.

So dachte der Herr Minister von der Horst, als er diese Schmähschrift des Herrn Grafen von Mirabeau gegen den unsterblichen König las. Ich habe das Glück mit der Freündschaft dieses grossen und großmüthigen Mannes beehret zu seyn. Seine ganze Indignation gegen Mirabeau ergoß sich in seine Briefe an mich, und bey persönlicher Gegenwart in seine Unterredungen mit mir. Er kannte meine Liebe für Friedrich den

Gros-

Grossen. Er sah wie grosse Lust ich hatte, gegen die berlinischen Aufklärer zu Felde zu gehen. Er bewies mir die unaussprechliche Unbedeûtsamkeit der berlinischen Aufklärer in Berlin; und leitete mit jedem Worte, mit jedem Laut seiner Stimme meine Seele auf grössere Gegenstände. Die berlinischen Aufklärer, sagte er, muß man bellen lassen, aber den Grafen von Mirabeau muß man widerlegen. Er genehmigte also, daß ich seinen Unterricht und seine Ideen benutze; und so schrieb ich am Anfang des Septembers 1788, eine Vertheidigung Friedrichs des Grossen gegen den Grafen von Mirabeau, überließ ihren Tod oder ihr Leben der Willkühr des Herrn Ministers von der Horst; und seinem Wunsche zufolge ward sie in Hannover gedruckt.

Gleich machte der Herr Major Mauvillon in Braunschweig dagegen Front. Schon im Novem-

Novemberstück der berlinischen Monatschrift, warf dieser Herr Major auf alle diejenigen, die gegen den Grafen Mirabeau etwas zu erinnern haben, einen grimmigen Blick, und sagte: »Wahrlich es ist fast unausstehlich zu »sehen, wie es bey uns Mode wird, den »Grafen Mirabeau von allen Seiten mit »Koth zu bewerfen (*).«

Bald nachher kam das grosse Werk des Herrn Grafen von Mirabeau über die preüssische Monarchie von Paris nach Deütschland. Kenner der preüssischen Staaten und der berlinischen Aufklärerey sagten augenblicklich, man sollte diesem Werke zum Denkspruche aus Scarrons comischem Roman folgende Worte vorsetzen, le Signor Ferdinando Ferdinandi etoit un gentilhomme Venitien natif de Caën en Normandie: denn die ganze Grund-

(*) Berlinische Monatschrift vom November 1788. S. 464.

+1788.

Grundlage dieses Buches sey gewiß das Werk einer berlinischen Clique. — Kein Kenner hielt die Herhohlung der Thatsachen, und zum Theile auch die Art sie anzusehen für die Arbeit des gewaltigen Grafen. Preüssische Staatsmänner liessen ihm von seinem ganzen Werke über die preüssische Monarchie nichts als den Styl und die Rednerey, die falschen Handlungsgrundsätze, den Unsinn seiner physiocratischen Traüme, und unzähliche ungereimte Urtheile. Sie fanden in diesem Buche allerdings, die eigentlichen Aktenstücke abgerechnet, hie und da, einige sehr wahre und nicht allgemein bekannte Nachrichten, die zuverlässig weder die berlinische Clique, noch der treüe Mitarbeiter in Braunschweig, Herr Mauvillon, im Stande waren dem Grafen von Mirabeau zu verschaffen. Preüssische Staatsminister sagten: man könnte fast überall alle gelehrten Helfershelfer des Herrn

Grafen

Grafen lächerlich machen, weil sie nur die Oberfläche der Dinge kennen, und von dem Innern der preüssischen Monarchie nicht mehr wissen als von den Begebenheiten im Monde. Man sah und begriff, warum Mirabeau die berlinischen Aufklärer und die berlinische Aufklärerey überall in diesem Buche mit heiliger Ehrfurcht nennet. Aber die Stoppeln seiner Helfershelfer hatte er höchst unbesonnen zusammengetragen, da diese doch gar oft nicht wussten weder die Ungleichheit ihrer Meinungen zu verbergen, noch die verschiedene Art wie sie die nemlichen Dinge ansehen. Hieraus erklärte man sich dieses unerschöpfliche Gewäsche, alle diese Wortmacherey, wegen welcher der Herr Minister von der Horst mir sagte: wenn ich dieses Buch zum zweiten mal auch nur durchblättern müsste, so wäre schon dieß für mich die Marter des armen Olavides, den man unaufhörlich die Legende der

heiligen

heiligen Maria von Granada sich vorlesen zu lassen verdammte.

Mancher schöner, wahrer, und herrlicher Gedanke, steht indessen nach meinem Gefühle, auch in diesem Werke über die preussische Monarchie. Vortrefliche Züge, die eine grosse Meisterhand verrathen, enthält zumal der erste und fünfte Theil. Aber preussische Minister sahen die Schlange im Grase liegen, beherzigten den bösen Zweck dieses Buches, prüften und wogen die Fehler des Ganzen: und wurden von Blumen nicht geblendet, durch die eine französische Feder vom ersten Range so sehr mangelhaften deutschen Materialien Leben und Odem gab.

Eine Menge Unwahrheiten und Irthümer in diesem Werke, widerlegte der Herr Graf von Herzberg, gleich beym ersten Anblick. Oeffentlich und vor dem Angesichte der berlinischen Aufklärer, versprach dieser

grosse

grosse Minister: er werde zeigen, wie der hochmüthige und freche Verfasser dieses windigen Werkes de la monarchie prussienne, eben so ungerecht als grob sich gegen die Wahrheit verstosse; wie er seine Fehlschlüsse auf nichts stütze, als auf mangelhafte und willkührliche Berechnungen, auf falsche und gewagte Thatsachen und Schlüsse (*).

So dachten einsichtsvolle Staatsmänner, so dachten preussische Staatsminister von diesem pompösen Werke über die preussische Monarchie. Aber als dieses Werk schon in aller Menschen Händen war; als man schon in Berlin geurtheilt hatte, nicht die Hälfte seines Inhalts sey wahr; und vieles darinn sey Unsinn und grobe Unwissenheit, prophezeyte Herr Major Mauvillon aus Braunschweig

(*) Discours qui a eté lû dans l'assemblée publique de l'academie des sciences de Berlin le 25 Septembre 1788. pag. 5 et 6.

schweig durch die berlinische Monatsschrift:
„dieses Werk dürfte wohl für Mirabeau in
„allem Betracht die beste und vollkommenste
„Apologie werden (*).“

So gut, so groß, und höchst vollkommen war nun eben diese Apologie nicht; wie man gesehen hat. Eine eben so gute, eben so grosse, und eben so höchst vollkommene Apologie des Herrn Grafen von Mirabeau, enthielt denn doch wenigstens die im Monat Januar 1789 in Paris zuerst gedruckte und wie ein Lauffeüer durch eine unglaublich grosse Menge von Editionen über ganz Eüropa ausgeschüttete histoire secrete de la cour de Berlin. Gerade auch in diesem Zeitpunkt ward durch die berlinische Monatsschrift, aus einer andern Veranlassung, die Welt mit einer

(*) Berlinische Monatsschrift vom November 1788. S. 465.

einer Apologie des Herrn Grafen von Mirabeau beschenket. Herzinniglich freûte sich die berlinische Monatsschrift über diese Apologie; weil, nach der Meinung ihrer bekanntlich sehr scharf riechenden Herausgeber, ein so talentvoller Mann, als wofür Graf Mirabeau allgemein anerkannt wird, sich nun völlig von dem Verdachte gereinigt zu haben schien: **als könnte Er seine grossen Talente bis zu der Schändlichkeit eines verachtungswürdigen Pasquills erniedrigen und mißbrauchen** (*).

Kein preûssischer Patriot spricht wärmer, spricht liebevoller von seinem Vaterlande als Graf Mirabeau in der Stelle die man zur Bekräftigung jener Worte, von seinem Werke de la monarchie prussienne in der berlinischen Monatsschrift aushieng. Kein Anhänger

(*) Berlinische Monatsschrift vom Februar 1789. S. 169.

ger wahrer deutscher Freyheit, das ist, kein Anhänger des Hauses Preussen, kann ohne inniges Mitgefühl und ohne rührende Ueberzeugung diese so wahre und mit römischer Beredsamkeit vorgetragene Stelle lesen. Dieß fühlten der elegante Gedike und der gute Biester. Darum hiengen sie diese herrliche Stelle in ihrer Bude aus, und hofften: „ganz Berlin und die ganze preussische Monarchie werden nun weiter nichts denken, „als Graf Mirabeau sey ein wahrer, grosser, „edler preussischer Patriot; und jeder der „daran zweifle, sey ein Schurke!“ — — Hingegen sagte der Herr Minister Graf von Herzberg, was auch jene beyden himmelblauen Biedermänner eben so gut wussten wie Er: „Dieser verwegene Schriftsteller habe „auf König Friedrich den Zweiten geschimpfet; habe auf König Friedrich Wilhelm „den Zweiten geschimpfet; habe auf die ganze

 „preus-

„preüssische Nation geschimpfet, habe die „ganze preüssische Monarchie wie ein Bube „bedrohet (*).“

Das Erstaunen von ganz Eüropa über die schamlose und pasquillantische Frechheit der histoire secrete de la cour de Berlin liest man in der Vorerinnerung zu der in Berlin gedruckten deütschen Auflage der eben angeführten Abhandlung des Herrn Grafen von Herzberg. Mit Worten und Beweisen, denen sich bisher auch nicht der talentvolleste Geck aus der berlinischen Aufklärerbande hat widersetzen dürfen, wird da gezeiget: „Grund„los und heimtückisch sey das Urtheil des „Herrn

(*) Que cet écrivain audacieux dise des injures à Fréderic II, à Fréderic Guillaume II, et à la nation Prussienne: qu'il ose même les menacer puerilement; il est et sera toujours démenti par la notorieté des faits, par les evenemens, et par la justice du public. *Memoire sur le vray caractére d'une bonne Histoire* etc. pag. 17.

„Herrn Grafen von Mirabeau in seinem
„Briefe an die Batavier über die preussische
„Expedition nach Holland. Unrichtig und
„ungereimt werde in der sogenannten monar-
„chie prussienne über die preussischen Pro-
„dukten und Populationstabellen geurtheilet.
„Auf jeder Seite des ganzen so gerühmten
„Werkes von der preussischen Monarchie,
„finde man eben so freche als einfältige Un-
„wahrheiten. Es sey zum Exempel eine un-
„verschämte Lüge, daß der preussische Reüter
„sein Pferd auf den Bauerhof seines Vaters
„zurückbringen und daselbst ernähren müsse:
„denn die beurlaubten Reüter lassen ihre
„Pferde bey dem Regiment. Es sey eben so
„unwahr, daß die beurlaubten Soldaten dem
„Lande zur Last, und dem Ackerbau zum
„Nachtheil gereichen, indem in Preussen ein
„jeder weiß, daß solches nicht ist, und die
„auf das Land Beurlaubten durch die mili-

 „tärische

„tärische Disciplin zur Ordnung, zum Ge-
„horsam, und zur Arbeit gewöhnt, die besten
„Landarbeiter werden, und ein jeder Land-
„mann sie gern hat, und die sechs Wochen
„die er sie vor der Erntezeit entbehren muß,
„gern misset. Die Regierungsjahre König
„Friedrich Wilhelms des Zweiten beweisen,
„daß dieser König die Regierung seines un-
„sterblichen Vorfahren ganz nach desselben
„Beyspiel und Plan, mit gleicher Thätigkeit,
„Kraft und Großmuth, und mit gleichem Ei-
„fer für das Wohl seiner Unterthanen fort-
„führe, und daß die preussische Monarchie
„noch niemals eine grössere, rühmlichere und
„allgemeinere Rolle, als unter der jetzigen
„Regierung in Europa gespielet, noch jemals
„einen grössern und glänzendern Einfluß in
„diesem Welttheile gehabt.“

Genug sey dieß zur Geschichte einiger Folgen von Friedrichs Tode. Genug zur Ge-

Geschichte des Geistes der Zeit, in der man sich bestrebte die preůssische Monarchie den Grundsätzen des Grafen von Mirabeau zu unterwerfen! Genug fůr diejenigen, die etwa wissen wollen: in welchen Conventikeln und Cliquen man vielleicht zum Theile, die Verschwörung verborgener Philosophen suchen könnte, die sich nach Friedrichs Tode verbunden hatten, durch ihre Ohrenbläsereyen den jetzigen Arzt des kranken Frankreichs, und durch ihn ganz Eůropa ůber den preůssischen Staat, und ůber desselben vorgebliche Schwäche und Gebrechen aufzuklären.

Aber in diesen Zeiten weit verbreiteter Volkswuth, allgemeiner Empörung gegen Ordnung und Recht, ansteckender Neigung zu politischer und religiöser Gesetzlosigkeit und Anarchie, erlaube man mir noch einige Blicke auf Denkfrechheit und berlinische Aufklärung. Ein Wassertropfe in der Geschichte

unserer Zeit sind freylich die Thaten der berlinischen Aufklärungssynagoge. Männer von grosser Denkart haben mir auch darum gesagt, sie werden es mir nie verzeihen, werden es ganz unter der Würde eines Buches über Friedrich den Grossen halten, wenn ich dieser unbedeütenden berlinischen Clique darinn erwehne: denn höchstens komme dadurch, nur der subalterne Geist der Zeit, also doch weiter nichts als gelehrte Treiberey, an das Licht. Aber diese grossen Männer werden mir doch wenigstens das verzeihen, daß ich jetzt den Einfluß der Schriftsteller auf Volksmeinungen nicht so ganz und gar für unwichtig achte, als er vielleicht Königen, Fürsten, und Ministern scheinen mag. Also eben in dieser Zeit, da vielleicht grosse Männer glauben, die Sache des Königs der Franzosen sey die Sache aller Fürsten und aller Völker; eben in dieser Zeit, da grosse Männer gewiß

fühlen

fühlen müssen, daß der nach Raub und Blut dürstende Geist der französischen Cultur und Aufklärung, eben so wie jede andere französische Mode, auch zu uns herüber kommen und am Ende ganz Eúropa anstecken könnte; eben in dieser Zeit, da man vielleicht Ursache hat, eine Verbindung aller grossen Souveraine von Eúropa zu wünschen, nicht daß sie als Vertheidiger der jetzt abgeschafften Rechte des Königs, sondern als Menschenfreúnde, durch eine bewafnete Neútralität und als redliche Vermittler, zwischen den französischen König und das französische Volk treten, und Ordnung und Rechte in diesem unglücklichen Lande herstellen: eben in diesen Zeiten, ist doch auch einem Schriftsteller wohl erlaubt, selbst mitten in einem ruhigen und durch eine weise und milde Regierung gesegneten Staate, keine Art von Volksverführung für unwichtig zu halten.

x/. Berl. Monathss. 4. 1790. p. 376.

Es ist klar und offenbar, daß die berlinische Aufklärungssynagoge doch eigentlich vorerst aus der christlichen Religion machen möchte, was der Pöbel der Vorstadt Saint Antoine in Paris aus der französischen Staatsverfassung. Vielleicht wären zwar auch wohl einige ihrer wilden Mitglieder nicht abgeneigt, gewissen Leuten in Berlin die Köpfe abzuhacken, und sie vor der Thür der Aufklärungssynagoge auf Stangen zu stecken. Offenbar zeigten sich die wilden Mitglieder dieser Synagoge als Volksverführer. Mit wüthigem Geschrey und schaamlosem Starrsinn haben sie sich allem widersetzet, was König Friedrich Wilhelm der Zweite zur Aufrechthaltung der christlichen Religion in seiner Monarchie unternahm. Das königliche Religionsedikt vom neünten Julius 1788 war eine blosse Policeyverfügung gegen die Feinde und Widersacher der christlichen Religion in der preuſ-

preußischen Monarchie. König Friedrich Wilhelm der Zweite schrieb den neunzehnten December 1788 an seinen Groscanzler von Carmer: „Ihr habt vollkommen Recht, daß das „Edikt vom 9 Julii nicht anders, als für „ein kirchliches Policeygesetz angesehen wer„den könne; und es sind muthwillige Ver„drehungen, wenn demselben ein anderer „Sinn angedichtet werden will. So wenig „aber es jemand billigen würde, wenn ein „Prediger der protestantischen Kirche, unter „dem Vorwand der Aufklärung seiner Ge„meinde, alle Grundsätze der römischen Kir„che vortragen, und zur Annahme empfehlen „wollte; eben so wenig und noch weniger „kann es erlaubt seyn, daß ein Deiste, So„cinianer, und dergleichen Sectirer seine „Meinungen und Lehren einer Gemeinde der „Augspurgischen Confession aufdringe. Ich „bin weit davon entfernt, irgend jemand in

„seiner

„seiner Glaubens und Gewissensfreyheit ein„zuschränken; das aber kann und werde Ich „nimmermehr zugeben, daß heimliche Feinde „der christlichen Religion, welche sich für „protestantische Prediger ausgeben, fernerhin fortfahren sollten, meine getreüen Un„terthanen in ihrem Glauben irre zu machen, „und ihnen mit der Religion, zugleich die „sicherste Beruhigung im Leben und Tod, so „wie die wirksamsten Bewegungsgründe zur „Tugend und Rechtschaffenheit zu entziehen."

Verlegenheiten konnte das Religionsedikt veranlassen, also auch Zweifel erregen, und mancherley Einwürfen Raum geben. Vernünftige Männer haben viele und gute Einwendungen dagegen gemacht. Aber alle Teüfelskraft und Bosheit, die höchste Jesuitenlist, alle nur erdenkliche Judenkniffe und Ränke, versuchte die Aufklärungssynagoge gegen dieses Edikt. Mit dem unaufhörlichsten Jubel-

x/. Seite 282. angeführt Num.

geschrey

geschrey versichert sie ganz Deütschland: das Religionsedikt sey in der ganzen preüssischen Monarchie ohne alle Kraft und Wirkung, werde in einemfort auf brandenburgischen Dorfkanzeln ausgepfiffen, sey ein stehendes Monument einer kraftlosen Regierung! — Alle preüssischen Denker wurden aufgerufen, alle gelehrten Schreyer im ganzen protestantischen Deütschland wurden aufgehetzet, das Religionsedikt zu verschreyen, zu verlaümden, zu belügen, zu entkräften, zu zertreten, und zu vernichten. Dieses ganze Beginnen nennet man jetzt in Berlin Aufklärung (Illuminatisme); die Mitglieder der Synagoge heissen Aufklärer (Illuminants); und Aufgeklärte (Illuminés) heissen die blinden Sclaven dieser Secte. Von wahrer Aufklärung X (progrès des lumières) ist in der berlinischen Aufklärungssynagoge gar nicht die Rede.

X s. berl. Monatsschr. 1790. p. 366.

Man-

Mancherley Revolutionen hat die gute Stadt Berlin, seit einem halben Jahrhundert, in Absicht auf wahre und falsche Aufklårung ausgehalten. Friedrich der Grosse hat zur wahren Aufklårung und Denkfreyheit in allen seinen Staaten eigentlich dadurch am allermeisten beygetragen, daß er kein deůtsches Buch las (*). Dieß machte die Schriftsteller dreiste und keck. Aber ist denn dieß die Geschichte der philosophischen und litterarischen Fortschritte der Deůtschen, mit allen ihren mannigfaltigen Veranlassungen, Ursachen, und Wirkungen? Ist dieß die ganze Geschichte der in der lezten Hålfte des acht-

zehnten

(*) Graf Mirabeau sagt vortreflich: la liberté de penser fermenta, favorisée par l'exemple de Fréderic, et surtout par l'opinion généralement repandue qu'il ne lisoit aucun ouvrage allemand. *De la monarchie Prussienne.* Tom. V. pag. 179.

zehnten Jahrhunderts in Deůtschland entstandenen Ideenrevolution?

Erstaunen muß man ůber die Dreistigkeit und Unverschåmtheit, mit welcher bloß seit einigen Jahren eine Clique von berlinischen Marktschreyern behaupten will, sie regiere das Aufklårungswesen in ganz Deůtschland; und alles was von ihr abgeht, sey Aufklårung! — — — Weit zuverlåssiger kann man behaupten, daß diese berlinische Clique, oder eigentlich die berlinische Aufklårungssynagoge, die einfachsten und hellesten Begriffe verdunkelt und verwirret. Keinen vernůnftigen Menschen zum Exempel, keinen Menschen von einiger Erziehung und von einigem Nachdenken, wird man in der Welt finden: der sich nicht freůet, wenn sich seine Begriffe ůber irgend einen Theil der ihm nöthigen Kenntnisse aufhellen, berichtigen und erweitern, und wenn immer mehr Nacht und

Nebel von seiner Seele fällt. Ungleich grösser und unaussprechlich herzerhöhend ist diese Freüde bey jedem Manne von Verstand und Gefühl, wenn er sieht, daß nicht nur etwa Wissenschaften und Künste mächtig fortschreiten, sondern daß zumal richtige Begriffe von allen Dingen die den nächsten Bezug auf Menschenwohlfart haben, immer allgemeiner werden; daß das Reich des Despotismus und der Geistessclaverey, die Herrschaft des Wahnes, des Irthums und der Thorheit, immer derbere Stösse erhält. Deütschlands wahre Aufklärung hängt an unzählichen Faden, ist die Wirkung von mannigfaltigen Ursachen, hat gar nicht einen ausschliessenden berlinischen Ursprung, ist gar nicht ein berlinisches Monopolium. Edle und grosse Seelen strebten in allen Zeiten nach Freyheit, in politischer und philosophischer Absicht. Die grösten Staatsrevolutionen, die Umwälzung

der Denkart ganzer Völker, entstanden aus dem Triebe zur Freyheit: denn Freyheit ist der wahre der einzige Adel der Menschheit, so lange nemlich, als er der Menschheit den Kopf nicht umdreht. Verachtung aller Irthümer der Imagination und aller ihrer Blendwerke, Unwillen über jede Art von Aberglauben, ist eine höchst natürliche Wirkung der gesunden Vernunft, bey jedem Menschen der keine einzige in Berlin geschriebene Zeile gelesen hat. Was wissen die Engländer von der berlinischen Aufklärerclique; und wo ist doch mehr helle, kecke, und freye Menschenvernunft als in England? Nur in einem Tollhause kann man behaupten: die Zerstörung der Bastille sey eine Frucht der berlinischen Aufklärung (*).

Ein

(*) In der Aufklärung der pariser Bettler findet unser berühmte Freyheitsapostel in Braunschweig,



x s. Berlin. Monatsschr. 1790 p. 367.

Ein Betrüger wie Cagliostro thut vielleicht bisweilen eine gute Cur. Ein magnetisirender Betrogner oder Betrüger heilet viel-

leicht

schweig, Herr Campe, die nächste Ursache der französischen Staatsumwälzung. Er verdanket dieses grosse Werk namentlich dem Hefen von Paris, vermischt mit dem Auswurf der Provinzen, einem Heere ausgehungerter Bettler. Dann setzet er hinzu: „Und welche göttliche Eingebung lehrte diesen sogenannten Pöbel, auf einmal, so uneigennützig großmüthig, so ordentlich, so einsichtsvoll, so heldenmüthig handeln? — — Diese Eingebung heisst — Cultur und Aufklärung!“

Ein Mann von so vielem Verstande wie Herr Campe, nimmt es mir gewiß sehr wohl, wenn ich zur Ehre der immer mehr und mehr fortschreitenden Aufklärung noch aus zuverläßigen Nachrichten beyfüge, daß diese edlen Bettler mehrentheils sogar nicht Franzosen waren! — Dieß ist wahrlich ein Umstand von Wichtigkeit für die Geschichte der Aufklärung.

Die

leicht hie und da, eine nervenkranke Frau, aus zufälligen Ursachen die er nicht angiebt oder nicht einsieht. Aber deswegen würde



Die Sache verhält sich so. In dem schrecklichen Winter von 1788 zu 1789 wälzte sich allmählig ein Haufen von mehr als viertausend Landstreichern zusammen. Der Hof ließ jedem täglich fünf Sols reichen, ließ auch Holz unter sie austheilen, damit sie nicht vor Kummer, Hunger, und Elend verschmachten. Diese Landstreicher waren allerdings die eifrigsten bey dem im Julius dieses Jahres in Paris erregten Tumult, und die ersten welche die Bastille stürmten. Als man sonach im Monat August diese edlen Bettler und uneigennützig großmüthigen Vertheidiger der Freyheit, sich vom Halse schaffen wollte, weil ihre Anzahl allmählig zu der gefährlichen Menge von zwey und zwanzig tausend gestiegen war: so fanden sich bey genauerer Untersuchung, nicht etwa nur viele Savoyarden unter ihnen, sondern viele Genueser, und zumal ein sehr zahlreicher Haufen Griechen von Dolcigno, welche nach den Häfen des mittägigen Frank-

ich doch nie einen Schurken wie Cagliostro um Rath fragen; und deswegen würde ich doch den redlichsten magnetischen Arzt auslachen, der mich in seine Cur nehmen wollte. Hat also die berlinische Aufklärerbande, auch nur gegen die leidige Krankheit der Rosen-

kreütze-

Frankreichs kommen, um dort Holz aus Albanien zu verkaufen.

Also bewirkte nicht bloß die Aufklärung der französischen Bettler und die Aufklärung der Bettler aus Savoyen, sondern auch die Aufklärung der Bettler aus Genua, und hauptsächlich die Aufklärung der Bettler aus Dolcigno und Albanien, das herrliche Werk der französischen Staatsumwälzung? — Also, und wahrlich darauf bin ich stolz, stiftete die Cultur und Aufklärung von Uri, Schwyz und Unterwalden, schon im Jahre 1308, den alten ehrlichen Schwyzerbund? — Also ist auch in diesem Augenblicke, die Rebellion von Brabant und Flandern eine aus ihrer Cultur und Aufklärung erzeügte Inspiration der niederländischen Pfaffen?

kreützerey und des Geisterſehens, jemals gute und vernünftige Mittel angegeben, wie ich nicht weiß: ſo halte ich ſie doch, ſobald die Herren von dieſer Bande unſere Seelenärzte ſeyn wollen, für eben ſo ſchändliche Betrüger wie Caglioſtro; und wegen ihrer Jeſuitenriecherey und ihres Mordslerms gegen den überall einbrechenden Catholiciſmus, für gröſſre Schwärmer als irgend einen Schwärmer deſſen Name am Galgen der berliniſchen Monatsſchrift hängt.

Ein baüriſcher und ein malicióſer Aufklärer Berlins, ſagten in den lezten Tagen des groſſen Friedrichs: „wir wollen jetzt noch „ſo viel Wahrheit in das Publicum ſtreüen, „als uns möglich iſt: denn wir wiſſen nicht, „ob man uns nicht unter der folgenden Regie„rung das Maul zubindet.“ — Es gelang wirklich dieſen Quackſalbern, manchen ehrlichen Mann und alle Schaafsköpfe beyderley Ge-

 ſchlechts

schlechts in Deutschland zu bereden: nicht nur sey alles was von ihnen abgeht — Aufklärung; sondern sie illuminiren mit ihrem Abgang, ganz Berlin, ganz Deutschland, und die ganze Welt! — Nun schryen Männer, Weiber und Knaben: man verwerfe alle Aufklärung, man sey ein Lichthässer, ein Nachtvogel, ein Orthodox, ein Schwärmer, ein Wahnsinniger, ein Narr, ein Apostel der Unwissenheit und der Dummheit, sobald man gegen die berlinischen Aufklärer spreche oder schreibe; das ist, sobald man diese Quacksalberclique der Kürze wegen schlechtweg durch den ironischen Namen der Aufklärer brandmarkt. — Nun glauben die Aufgeklärten: „so lange man noch alle Messen einige Fracht„wagen voll Broschüren gegen die berlinische „Aufklärerbande in Leipzig ein und ausführt, „werde Nacht und Nebel ganz Europa be„decken.“

Man

Man behauptet es gebe jetzt eine Secte die von Aufklärung nichts wissen wolle; weil dieses Wort nebst der Sache die es bezeichnet, nicht weniger gemißbraucht wird, als Religion, Christenthum, Philosophie und Tugend (*). — Nirgends findet sich weder in

 Deutsch-

(*) Am allermeisten erhellet der Mißbrauch des Wortes Aufklärung nebst der Sache die es bezeichnet, aus der hochgelobten Schrift über Aufklärung — — Erstes und zweites Fragment. Berlin 1788. Vierte Auflage: die man in den Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen vom 26. December 1789, mit folgenden Worten unübertreflich beurtheilet. „Vom „Anfange bis ans Ende spricht und schreyt, de„clamirt und subtilisirt, raisonnirt und derai„sonnirt der Verfasser; kramt alles aus, was „er nur aus Reisebeschreibungen oder Kirchen„geschichte herbeyhohlen konnte; wird heftig, „auch zuweilen plump; bewegt Himmel und „Hölle: und das alles über — man weiß nicht, „Was? — — Aufklärung, ein Wort das „fast

Deůtschland noch in irgend einem Lande, eine solche Secte. Aber die jetzt in Deůtschland für eine Weile an so manchem Orte grassirende:

„fast in jedem Kopf und Mund eine andere Bedeůtung hat, ist sein Thema, ohne es genau „zu bestimmen. Daß Aufklärung das Glück „der Welt macht, daß Intoleranz ihr schadet, „wer zweifelt daran? Alle Floskeln und Tiraden, Satyren und Grobheiten, womit der „Verfasser das beweist, waren überflůssig. „Wenn er aber als ausgemacht anzunehmen „scheint, daß die Bestreitung einer höhern Offenbarung, willkührliche Behandlungen der „Bibel und geheime Untergrabung ihres göttlichen Ansehens Aufklärung sey, fühlte da der „Mann nicht, daß seine Toleranz aůsserst intolerant ist? — Nur ein Beyspiel von des Verfassers Art zu schliessen. Waren es die symbolischen Bücher, welche Friedrichs Krieger belebten, und die Schlachten bey Leůthen und Roßbach gewannen? Waren sie „es — Und waren sie es u. s. f. Das alles „was der Verfasser dort anführt, thut auch die „Lectür

rende Aufklärungsnarrheit schildert ein grosser göttingischer Gelehrter mit einem unvergänglichen Zuge, indem er sagt: **es wird freylich hie und da so viel aufgeklärt, daß wir endlich gar nichts mehr sehen** (*).



„Lectür der Alten, die Philosophie, Mathematik „und Historie, und tausend andere Dinge nicht, „die er von der Aufklärung nicht ausschliessen „wird. Vielleicht könnte der Anhänger der sym„bolischen Bücher alles dieses gar umkehren, „und in die Fragen ausbrechen: Waren es nicht „die symbolischen Bücher, welche Friedrichs „Krieger belebten? Wenigstens waren Ziethen, „Schwerin und viele hundert andere Helden des „Königs eifrige Verehrer des lutherischen Reli„gionssystems, und verheelten es nicht, daß „dessen Lehren ihnen Heldenmuth einflößten, „und sie zum Tode fürs Vaterland anfeuer„ten. — Von einer solchen Schrift schon die „vierte Auflage!! Schwerlich wird die **Nach„welt diese Begebenheit unter die Beweise der** „Aufklärung unsers Zeitalters setzen.“

(*) Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen. 1789. S. 1809.

Bloß wegen dieser Aufklärungsnarrheit sagte der Verfasser dieser Fragmente in seiner Schrift über Friedrich den Grossen: „bey „dem lächerlichen Lerm, den man jetzt in „Deůtschland mit dem Worte Aufklärung „macht, vergeht mir oft der Respect für das „Wort bey der grösten Achtung für die „Sache." — Dieß war nicht mehr und nicht weniger gesagt als jeder vernünftiger Mann in Deůtschland zugeben wird, und wahrlich anjetzt mehr als niemals in diesen mondsüchtigen Tagen unserer Litteratur zugiebt. Aber damit hatte ich auch die ganze Aufklärungssynagoge auf dem Halse. Die Synagoge schämte sich nicht, weil sie bekanntlich alle Schaam abgeworfen hat, mich als einen Aufklärungsverächter, als einen Aufklärungsschänder, als einen Schwärmer, als einen Wahnsinnigen, als einen wilden Orthodox darzustellen: ob ich gleich klar, offen-

bar

bar, deütlich, und vor den Augen der Welt für wahre Aufklärung (les progrès des lumières) die gröste Achtung bezeüget hatte, und nur für Marktschreyerey, Volksverführung, Windbeüteley, falsche Aufklärung, oder mondsüchtige Aufklärungsnarrheit (Illuminatisme) Verachtung.

Es giebt gar keine falsche Aufklärung, antwortet ein Denker; falsche Aufklärung ist ein eben so dummes Wort, wie lichte Finsterniß! — Vier braunschweigische Educationsphilosophen dociren: „Wir sind der „Ueberzeügung erstens: daß es auf keine „Weise nöthig sey das Wort Aufklärung „fallen zu lassen, oder auch nur darauf zu „denken, wie man es bey Ehren erhalte. „Bisher haben diejenigen die darauf ausge„gangen sind, diesem ehrwürdigen Worte die „Ehre zu rauben, nur ihre eigene bey dem „denkenden und edlern Theile der Nation ein-

„gebüs-

„gebüsset! — Wir sind der Ueberzeugung
„zweitens: daß es allerdings schädlich sey,
„das Wort Aufklärung fallen zu lassen; und
„daß die Rücksicht in welcher solches nützlich
„seyn könnte, sehr unbedeutend ist — allen-
„falls nur gewisse und individuelle oder lokale
„Verhältnisse betrifft, oder sich auf Idiosyn-
„krasien am Verstande schwacher Menschen
„bezieht (*).“

Dem Verfasser dieser Fragmente kann es sehr gleichgültig seyn, was vier braunschweigische Educationsphilosophen von seiner Ehre und der Idiosynkrasie seines Verstandes denken. Es scheint ihm nur höchst lächerlich, daß einer dieser Herren, der verdienstvolle Herr Educationsrath Campe, sich einbildet: er sey ein moralischer Todtschläger, und Er könne

(*) Braunschweigisches Journal von Trapp, Struve, Heusinger und Campe. May 1789. S. 8.

könne also ganz vor sich alleine in Deûtsch-land, öffentliche Ehre und guten Namen geben, und öffentliche Ehre und guten Namen auf immer vernichten und todtschlagen (*). — Aber weil uns doch sogar diese vier Educationsphilosophen zu verstehen gegeben, daß sie und die Synagoge in Berlin der denkende und edlere Theil der deûtschen Nation sind, so erwiedert man hier diesen vier Educationsphilosophen, klar und fest, erstens: man sey der Ueberzeûgung, daß niemand das ehrwürdige Wort Aufklärung so sehr beschimpfet und geschändet hat, wie die berlinischen Aufklärer. Zweitens. Es gebe in Berlin eine erlogene Aufklärung, wie vor ein paar Jahren in Holland einen erlogenen Patriotismus; also auch erlogene Aufklärer wie erlogene Patrioten. Und drittens sollten vier braun-schwei-

(*) Moritz gegen Campe, Berlin 1789. S. 47. 48.

schweigische Educationsphilosophen und Educationsräthe doch billig wissen was Ironie ist, doch billig fassen und merken können: daß man die berlinischen Marktschreyer nur spotte und auslache, indem man sie Aufklärer und ihren Abgang Aufklärung nennet.

Berlinische Aufklärung in Absicht auf Staatsverfassung und Regierungssachen (Illuminatisme politique) ist Glauben an Mirabeau. Berlinische Aufklärung in Absicht auf Religion (Illuminatisme philosophique) ist Wegwerfung unserer ersten und wichtigsten Religionsgrundsätze, Bestreitung einer höhern Offenbarung, willkührliche Behandlung der Bibel, und geheime Untergrabung ihres göttlichen Ansehens. Aber welcher vernünftige Mann, welcher Deutscher, der im Ernste zu dem denkenden und edlern Theile seiner Nation gehören will, kann sich vor solchen Schreyern bücken? Wer kann

sich einer turbulenten und geschwätzigen Berlinerbande unterwerfen, die jetzt in ihren lezten Convulsionen liegt, schon seit mehrern Monaten vor Ministern kriecht die sie sonst mit allen ihren Kräften verhöhnte, und nun in diesen Tagen den lezten Herzstoß erhalten hat, da der preussische Großcanzler und die preussischen Gesetze einen der allerläutesten Aufklärungsdragoner zu lebenslänglichem Festungsarrest verurtheilten? — Mit grösser Weisheit sagte zwar König Friedrich Wilhelm der Zweite, als man Ihm die Sentenz gegen den Doctor Barth vorlegte: solche unsinnige Gecke verdienen nur mit Verachtung bestraft zu werden! — Auch kam der Verurtheilte deswegen bloß für ein Jahr in einen so sehr leidlichen Arrest auf die Citadelle in Magdeburg, daß jetzt die Synagoge darüber sogar Spott — affectirt, und sagt: „der „Doctor Barth sey von dem Könige nach

f. Berl. Monatsschr. 1790. p. 387 „Magde-

„Magdeburg geschicket um dort den Brunnen
„zu trinken!“

Es ist unbegreiflich wie nun diese Gecke noch verlangen können, daß man sie fürchte? verlangen daß man feig genug sey, das Gebelle ihrer Hunde zu scheüen? verlangen daß man nicht lache, wenn sie sich dahin stellen, und aus allen ihren Hälsen schreyen: „Wir „sind die Lichter die eüch aufklären können, „unsere Meinungen nehmt an, das ist Ver„nunft;“ — und dann ihre armseligen Groschen für ihre himmelblaue Geistesnothdurft einstreichen! — Verabscheüen und verachten muß vielmehr jeder denkende Mensch diese armseligen Anarchen, und ihr tolles Unternehmen in Mantel und Kragen oder im Zopfe die Grundsaülen der christlichen Religion so umzuwerfen, daß auch die Macht des grösten Monarchen dagegen nichts ausrichten könne! — Verabscheüen, verlachen,

und verachten muß man ihre quacksalberische Oberaufsicht über die Aufklärung und das Aufklärungswesen in allen preůssischen Staaten, und in allen deůtschen protestantischen Ländern; und ihren hellen Mittag; und ihre krůpplichten Versuche zur Niedertretung der Landesgesetze und Edikte ihres Königs, und ihre gar nicht durchgängig geheimgehaltene Sehnsucht für die Herůberkunft und Verdeůtschung der französischen Hundswuth! — Verabscheůen, verlachen und verachten muß man ihre ohnmächtige Verhöhnung aller geoffenbarten Religion; und die alten Pfeile aus englischen und französischen Fabriken, die sie auf das Christenthum abschiessen, dabey aber doch die Welt bereden wollen, dieß sey in ihrer Synagoge neůerfundner und tödtlicher Geschoß; und die höchst elende Betrůgerey und Schurkheit, mit welcher sie långst weggeworfene alte socinianische Flicken,

und jede Art von deistischen Lumpen auf der Braunschweigermesse für neue Berlinerwaare ausrufen.

Das ganze System der berlinischen Aufklärungssynagoge in Absicht auf Religion wird auf das allergenaueste von einem höchstvortreflichen Manne, dem Herrn Probst und Oberconsistorialrath Spalding in Berlin, in seinem berühmten und lichtvollen Briefe an den Herrn Abt Jerusalem vom siebenten September 1787 bestimmt und dargestellet. Wahrheit, ewige Wahrheit, ist gewiß in diesem unvergleichlich schönen und in jedem einzelen Zuge und Gedanken wie im Ganzen göttlich wahren Briefe, zur ewigen und unsterblichen Schande der berlinischen Aufklärungssynagoge, in folgenden Worten des grossen und sanften Mannes aufgedecket: „Erkenntniß und Verehrung einer mit Weis„heit und Güte alles regierenden allmächtigen

„Gott-

„Gottheit; Hofnung auf die Fortdauer un„sers Lebens in der Zukunft; und die herr„liche Unterweisung und Erweckung des „Evangeliums Jesu Christi, das uns zur „Erreichung des grossen Zwecks unsers Da„seyns so kräftig zu Hülfe kommt: das be„hält bey mir immer einen so heiligen Werth, „und für das menschliche Geschlecht ein so „unverkennbares Interesse, daß ich unmög„lich mit gleichgültigen Augen die dreiste „muthwillige Behandlungsart ansehen kann, „die man sich hin und wieder bey der Bestrei„tung dieser Grundsätze erlaubt. Ein solches „Verfahren, und die Affectation, dasselbe „vorzüglich mit dem ehrwürdigen Namen der „Aufklärung zu belegen, hat allerdings etwas „an sich, das mich nicht wenig zum Unwillen „aufbringt (*).“



(*) Zugabe zu Spaldings vertrauten Briefen die Religion betreffend. Breslau 1788. S. 6.

Ein gehörnter Esel (*) Aufklärungsdragoner und wilder Tropf, der sich selbst in einer seiner Scharteken einen unserer besten Köpfe nennt, der berüchtigte Zopfprediger zu Gilsdorf in der Mittelmark, schrieb wegen solcher und ähnlicher Gesinnungen ein Pasquill (**) gegen den allgemein geliebten und verehrten Spalding, dessen ganze Denkart über Theologie und Religion ich mit meinem Blute unterzeichnen würde. Aber lange waren schon solche Schreyer in Berlin gewohnt dortige Prediger, damals die ersten und vorzüglichsten Prediger in Eüropa, auf Bier-

(*) s. Swifts Meditationen über einen Besenstiel, im Neüen deütschen Museum. IV. St. 408. S.

(**) Beurtheilung der vertrauten Briefe, die Religion betreffend. Etwas zur frommen Erbauung für glaübige und unglaübige Seelen, vom Verfasser des Versuchs einer Anleitung zur Sittenlehre für alle Menschen. Amsterdam (Berlin) 1786.

Bierschenken auszulachen, weil sie noch in der Finsterniß lebten, das ist, weil sie noch an die Religion Jesu glaubten. Auf brandenburgischen Dorfkanzeln sogar, krähte man schon lange den Deismus aus. Da trat schon lange jener wilde Tropf mit seinem Dünkel und mit seinen Lumpen vor Bauren auf, verlachte das berlinische Consistorium, schmiß mit Mantel und Kragen allen Priesterstand weg, und predigte im Zopfe: freylich nicht wie ein Capuziner, aber doch ungefehr wie ein deistischer Korporal.

Aus solcher Militz besteht die berlinische Aufklärungssynagoge. Auf ihren Bänken sitzen, bey denen die den wahren Glauben an Mirabeau und seine gewaltigen Kräfte haben, die geheimen Obern, die das Commando führen gegen die christliche Religion in der ganzen preussischen Monarchie: Anarchen ohne Präputium! — Man nannte sie sonst auch

Zionswächter; aber da that man ihnen Unrecht, weil die Synagoge wünschet daß man von dem alten Zion gar nicht mehr spreche, sondern nur von Gilsdorf. An ihren Thüren stehen lateinische Gauckler, fürchterlich plumpe Bauerlümmel und von Selbstdünkel strotzende Pedanten. Legion heisset der Name der einheimischen Assessoren der Synagoge, und zumal ihrer auswärtigen Affilirten. Zum Besten der Jugend lüstern ihre geheimen Obern sehr nach neüen Pädagogen, und zum Besten des Volkes machen sie äusserst gerne Jagd auf unevangelische Prediger. Höchst willkommen sind ihnen alle aufgeklärten jungen Herren; und am meisten solche denen es unausstehlich ist, daß es noch Leüte in der Welt giebt die es mit dem lieben Gott halten! — — Eine gehörige Anzahl kleiner Hunde oder Kläffer, hält die Synagoge auf den nöthigen Stationen in ganz Deütsch-

land,

land, die dann auch samt und sonders in schönster Harmonie, auf ihren ersten Wink, in Recensionen und Epigrammen bellen. Aufklärungsdragoner hält sie sich auch; und leichte Infanterie, die auf den ersten Laut jener Hunde sogleich für die gute Sache die Feder ergreifet.

Assessoren und Affilirte der berlinischen Aufklärungssynagoge glauben: „Friedrich „der Grosse habe mit dem Lichte der einzigen „und allein wahren Religion der ganzen „preußischen Monarchie sein ganzes Lebenlang vorgeleuchtet; und sein Nachfolger „habe dieses Licht in einem Tage ausgelöscht.“ — Dieser Tag der Schmerzen war der neunte Julius des Jahres 1788; ein Tag von dem die ganze Aufklärerbande behauptet, daß er weggestrichen werden müsse aus ihren Annalen; und daß an dessen Schmerzen kein künftiges Jahrhundert werde

glauben können: weil an demselben die Geistespflegerinn, die berlinische Aufklärungs- + synagoge, den berühmten Stoß in den Hintern erhielt, und schrie wie eine mit heissem Wasser begossene Katze (*).

Aber blutwenig hat die Sache der Freyheit dadurch gewonnen, daß seit Friedrichs Tode, in Berlin und in einigen andern Städten und Gegenden der preüssischen Monarchie, eine unbändige Frechheit herrschet, die ursprünglich bey einigen guten Männern in ganz ehrlicher Absicht zu einem nöthigen Kampfe gegen Aberglauben ausgieng, und nun bey dem grossen Haufen in wahnsinnige Irreligion ausartet. Unübertreflich sagt +/. Berlin. Monatsschr. 1790. p. 376. darum

(*) Ein herzbrechendes Trauergedicht über diesen schrecklichen Tag, von einer sehr geschickten Hand, steht im Braunschweigischen Journal, pädagogischen Inhalts, von Trapp, Heüsinger, Stuve und Campe. May 1789. S. 126. 127.

darum der König unter den jetzigen Gelehrten Deutschlands, Herr Hofrath Heyne in Göttingen: „es ist zu verwundern, wie die „sich brüstenden Philosophen nicht einsehen, „daß Befreyung vom Aberglauben und Irreligion zwey verschiedene Dinge sind; daß „gesunde Philosophie bis zum Scepticismus, „aber nie zum dogmatisirenden Unglauben „führen, und daß dieser nie ohne nachtheiligen Einfluß auf die Moralität seyn kann; „auch daß Spott die Superstition nicht aus „der Welt bannt, aber wohl die Irreligiosität „begünstigt. (*)"

Ziel und Maaß philosophischer Besonnenheit und ruhiger Beobachtung vergaß, auf eine jämmerliche Art, die berlinische Synagoge in ihren lauten und lermenden Kreützzügen gegen den vorgeblich überall in protestanti-



(*) Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen. 1789. S. 360.

stantischen Ländern einbrechenden Catholicismus. Auch über diesen Punkt wollte die Synagoge den neüen König in Preüssen durch den ehrlichen Grafen von Mirabeau aufklären. Sie jagte ihre Todesfurcht vor dem Catholicismus in diesen catholischen Grafen. Nun predigt auch der gewaltige Graf in seinem Werke de la monarchie prussienne die Geheimnisse der Jesuitenriecherey, mit dem ganzen Drang seiner brausenden Einbildungskraft. Er sagt: „bewahre Gott die Menschheit vor dem erschrecklichen Unglück daß der „König in Preüssen catholisch werde (1).“ — Er sagt: „der Trieb zum Catholicismus „brennt bey den protestantischen Fürsten über„all vom Rhein bis zur Donau, und bis in „den tiefen Norden (2).“ — Er sagt: „Herr „Nicolai habe es sehr wahrscheinlich gemacht, „das

(1) De la monarchie Prussienne. Tom. V. pag. 11.
(2) Tom. V. pag. 19.

„das Bestreben die Stuartische Familie wie-
„der auf den Englischen Thron zu setzen,
„sey der einzige Grund und die einzige Ursa-
„che der Freymaŭrerey (3).“ Er sagt: „die
„Freymaŭrer seyen nichts als Affilirte der
„Jesuiten; und die meisten guten Köpfe in
„Deŭtschland halten dieß für erwiesene Wahr-
„heit (4).“ — Er rufet alle wahren Freŭnde
der Menschheit auf zu scharfer Jesuitenrieche-
rey in allen Freymaŭrerlogen (5). — Er
sagt: „aus diesen Logen keime die schreckliche
„Gährung unter den protestantischen Für-
„sten Deŭtschlands zum Besten des Catholi-
„cismus (6).“ — Er rufet und schreyt:
„seht dieß alles, und zittert, und zeigt uns
„den Damm, den wir dieser meŭchelmörderi-
„schen Jesuitenbrut entgegensetzen können,
„die

(3) Tom. V. pag. 75.
(4) Tom. V. pag. 76.
(5) Tom. V. pag. 77.
(6) Tom. V. pag. 78.

„die mit Dolch und Gift, Könige, Fürsten,
„Denker und muthige Köpfe vor sich nieder-
„wirft (7); zittert vor dem scheüßlichen Aus-
„bruch dieses unsichtbaren Ungewitters: denn
„es wüthet in den Abgründen des Meeres,
„und die Oberfläche desselben ist ruhig (8)!“ —
Aber über alles und vor allem aus, predigt
er höchst emphatisch und gewaltig über den
Text: „daß ein König von Preüssen nicht
„catholisch werden müsse (9)!“

Unter die Flügel des grossen und gewaltigen Grafen von Mirabeau kroch also, wie man sieht, die immer heimtückische und darum zwischendurch doch immer etwas furchtsame berlinische Aufklärungssynagoge. Auch auf allen deütschen Universitäten, beynahe in allen deütschen Recensirbuden und Bierschenken, ließ sie die Allarmglocke anziehen. Sie hetzte

(7) Tom. V. pag. 87. 95. 96.
(8) Tom. V. pag. 108.
(9) Tom. V. pag. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18.

hetzte überall zu einer allgemeinen Jesuiten-jagd, alle Denker und Nichtdenker, alle guten Menschen, und alle Schöpse. Nicht nur durch ihre geheimen Emissarien aus der Adonisclasse, wie zum Exempel durch das weiberbezaubernde Pfäfflein Brey, sondern sogar durch das Modenjournal(10) trieb sie vollends in die Weiber diesen Wahnwitz. — Einige unpartheyische, höfliche, respectvolle und gelinde Anmerkungen, die der Verfasser dieser Fragmente über diese Seuche in seiner Schrift über Friedrich den Grossen gemacht, jagten alle diese Schwärmer in Wuth. Von tausend und zehntausend Seiten her fielen sie mit ihren Schnäbeln und Krallen, auf ihn und seine Schrift über Friedrich den Grossen, und seine Vertheidigung Friedrichs gegen den Grafen von Mirabeau, wie Raben auf

(10) Durch den Jesuitenkalender im Journal des Luxus und der Moden vom September 1788. S. 345 — 350.

v. Berlin. Monatsschr. 1790. p. 375

auf ein Aas! — Das lustigste bey dieser Comödie war, daß sie durch einen ihrer Waffenträger in eine Zeitung setzen liessen (*): auch er — sey ein Jesuit! — Eben so wahrhaft hatten sie vor einigen Jahren ausgestreut: die Frau Oberhofpredigerinn Starck in Darmstadt, Tochter des Herrn Doctors Schultz in Königsberg eine sehr sanfte und liebenswürdige Frau, sey generis masculini; und auch weiter nichts als ein leibhafter Jesuit — unter einem Weiberrocke!

Etwas wahres, das meine Wahrheitsliebe mir nicht zu unterdrücken erlaubt, lag indessen doch zum Grunde bey dieser Jesuitenriecherey. Was Friedrich dem Grossen der Herr Minister von der Horst im Jahre 1771 über die Unternehmungen der Exjesuiten in Frankreich erzählet hat, erzähle ich den

Jesu-

(*) In die Gothaische gelehrte Zeitung. 1788. S. 340.

Jesuitenriechern, im dreyzehnten Capitel dieser Fragmente, redlich aus dem Munde dieses Ministers. Als Thatsache kann man annehmen, daß die Exjesuiten zuerst in Frankreich und vielleicht auch seitdem in Deůtschland, an einen Zweig der Freymaůrer, das ist, an die Rosenkreůtzer sich hiengen. Als Thatsache kann man annehmen, daß in zwey deůtschen Freymaůrerlogen aus dieser Classe, zwey preůssischen Officieren die zum hǒchsten und lezten Grade des Ordens gelangen wollten, solche Eide vorgeleget worden sind, vor denen sie zurůckbebten; und dieß unter solchen Ceremonien, die kein vernůnftiger Mann billigen kann. Der Herr Graf von Mirabeau erzåhlet diese ganze Geschichte(*) die er von hoher Hand hat; und es wird mir versichert, diese Geschichte sey wahr.

Solche

(*) De la monarchie Prussienne. Tom. V. pag. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94.

Solche Dinge verdienten allerdings Aufmerksamkeit. Allerdings verlohnte es sich der Mühe daß man die Eingeweihten in solche Mysterien zu gewinnen suche, und daß man sie sanft und freündlich von diesem finstern Streben nach windigen oder unerreichbaren Dingen, auf wahre Bedürfnisse der Menschheit zurückführe, an die man ruhiger denket, und auf die ein vielfassender Geist seine Kräfte mit unendlich grösserm Nutzen verwendet. Dieß alles ist geschehen, aber wahrlich nicht durch den Spott der berlinischen Aufklärer; gar nicht durch das Geschrey der für die Reinheit der christlichen Religionslehre, und die Sicherheit der Kirche und des Staates, sehr hämisch besorgten berlinischen Aufklärungssynagoge.

Den allerhöchsten Anspruch auf gänzliche Nichtachtung in der Geschichte des Zeitalters haben zwar alle Traüme, alle Zänkereyen

und Treibereyen der Gelehrten: denn sie sind eben das, und bedeüten wahrlich nicht mehr als etwa die Zänkereyen, Treibereyen, und Weibergefechte in dem allerkleinsten Städtchen. Aber hier ist doch nicht ganz allein die Rede von gelehrtem Schnickschnack: denn ausser allem Zweifel giebt es in Deütschland eine ganz ungeheüre Menge geheimer Gesellschaften, von denen einige sich längst veraltete und verlachte Schwärmereyen erlauben, und von denen Mirabeau mit den Berlinern wähnt: sie seyen beynahe alle jesuitischen Ursprungs! Dann stehen aber auf der andern Seite ihre Widersacher die Philosophen seyn wollen, und im Grunde völlig eben so grosse Schwärmer sind als die Priester jener Mysterien. Liessen sich auf der einen Seite ein paar preüssische Officiere die Tonsur geben, so sahen dann auch auf der andern Seite die berlinischen Tonsurjäger hunderttausend Ton-

suren wo keine einzige war und ist; und haben sich Grillen eingebildet, deren sich jeder vernünftiger Mensch schämen sollte; und haben eben so hämisch als gewissenlos eine grosse Menge von Protestanten des Catholicismus verdächtig gemacht, bloß aus Liebe zu ihrem System, das ist aus Liebe zur leidigen Rechthaberey, und gewiß nicht mit Verachtung der durch diese Modeneuigkeiten in ihre Cassen fliessenden Groschen und Thaler.

Aus Zügel und Laufzaum fielen überall, die sich seit Friedrichs Tode so jämmerlich brüstenden Berlinerphilosophen. Man kann ihnen in den Bart erweisen: es sey eine schändliche Lüge, daß ihr König und Herr, Friedrich Wilhelm der Zweite, jemals catholisch werden wollte; es sey eine schändliche Lüge, daß man den zweiten Sohn des Königs von Preussen, bey der Coadjutorwahl zu Mainz in Vorschlag gebracht; es sey eine

schänd-

schändliche Lüge, daß der König von Schweden in Rom catholisch ward; es sey eine schändliche Lüge, daß man habe den Erbprinzen von Weimar in der catholischen Religion erziehen wollen; es sey eine schändliche Lüge, daß der regierende Fürst von Anhalt Dessau den Catholicismus mit allen seinen Kräften befördere: und es sey nicht nur eine schändliche sondern eine höchst närrische Lüge, daß die Gemahlinn dieses Fürsten, eine gebohrne Prinzessinn von Brandenburg, die catholische Religion in Zürich annahm! — Allgemein und überall ist auch jetzt anerkannt: daß der ganze Berlinerlerm von herumwandernden Missionaren, von vielen catholischen Seminarien in protestantischen Ländern, von Erzcatholiken unter lutherischen und reformirten Caputzen, kurz und gut daß das ganze Berlinergeschrey wegen des Catholicismus, im Grunde doch weiter nichts ist, als Freymaurertracasserie,

Buchhändlerspeculation, Windbeüteley, Marktschreyerey, Rechthaberey, und boshafte Verlaümdungssucht. — Vernichtet, zerstöret, weggelachet und verschwunden sind darum alle die eitlen Schreckniſſe, vor dem überall an allen protestantischen Höfen einbrechenden Catholicismus: nicht nur aus diesen Gründen; nicht nur seit dem allgemeinen Gelächter, das die sehr pfiffig in der berliner Monatsschrift weggeworfene und sehr vorsichtig auf der Leipziger Messe unterdrückte Schrift des Herrn Christian Nicolai, Buchführers zu Bebenhausen in Schwaben, durch ganz Deütschland gegen die berlinische Aufklärerey erreget hat; sondern zumal auch dadurch, daß ein scharfsinniger und redlicher Philosoph, ein Gelehrter und ein Weltmann von grossem und vielfassendem Geiste, Herr Hofrath Meiners in Göttingen, in einer höchst vortreflichen Schrift über den jetzigen Zustand der catholi-

schen

schen Kirche in Deütschland, unwiderlegbar beweiset: wie weit mehr man von catholischer Seite, im Ernst oder zur Widervergeltung, Ursache hätte zu klagen über den immer mehr und mehr einreissenden Protestantismus (*).

Unpartheyisch werden hier alle diese Dinge erzählet: denn der Verfasser dieser Fragmente hat und verlanget keinen Antheil an aller der Ehre und an allem dem Genusse, wonach vielleicht eine Hälfte der ganzen cultivirten deütschen Nation strebet: er ist kein Freymaürer, kein Rosenkreützer, kein Illuminat, kein Illuminant, und kein Illuminirter! — Nie hatte er in seinem Leben die allergeringste Neigung in irgend einen geheimen Orden, oder in irgend eine geheime Gesellschaft zu treten. Bey allen Veranlassungen hat er sich für diese

 Ehre

(*) Göttingisches historisches Magazin von Meiners und Spittler. IV. Bandes 3. Stück. S. 420. 442.

Ehre bedankt: denn es war ganz gegen seine Natur, sich unter unbekannte Gesetze zu beugen, oder seinen Hals in den Zügel von Menschen zu geben, von denen so viele selbst eines gewaltigen Zügels bedürfen.

Mord und Vernichtung drohet mir aber gewiß gleich beym Anblick der Aufschrift dieses Capitels die berlinische Legion, die in ihren Fahnen einen Ziegenbock führet, und auf ihrer sogenannten Zionswache Gänsefedern statt Canonen. Eine kleine Uebersicht dieser lauten und lermenden Secte ist indessen in diesen historischen Fragmenten nicht ganz am unrechten Orte, da sie zum Theile in Friedrichs lezten Zeiten entstand; und da sie sich zumal in Religionssachen so gerne auf Friedrichs Ansehen und auf seine Worte stützen möchte. Nach Mirabeaus Pfeiffe tanzte sonst diese Secte in Berlin, eh die Furcht vor der Citadelle in Magdeburg sie ein klein wenig

x s. Berl. Monatsschr. 1790. p. 369 vor-

vorsichtig machte. Ganz leise, mit verdeckten Worten, und ziemlicher Behutsamkeit, giebt sie wenigstens anjetzt bloß durch ihre auswärtigen Freünde nur noch überhaupt den Königen zu verstehen: sie werden das Loos des Despoten von Frankreich haben, wenn sie nicht alles für Vernunft annehmen, was man in ihren Staaten für Vernunft ausschreyt! — — — Uebrigens sind und bleiben diese aufklärenden Schwärmer der Ueberzeügung: auf ihnen ruhe und in ihnen lebe Friedrichs Geist, und ihre Synagoge vertrete jetzt die Stelle dieses Mark Aurels.

## 32. Cap.

### Ueber einige noch nicht genug betrachtete Seiten von Friedrichs Grösse, auch noch einige Züge aus seinem Geiste und Charakter, und mancherley irrige, niedrige und kleinliche Begriffe von Ihm.

Einige mehr ins Allgemeine gehende Betrachtungen über Friedrich, noch einige merkwürdige Züge aus seinem Leben und Charakter, und verschiedene Ihn betreffende Thatsachen, konnte ich nicht füglich in den vorigen Capiteln anbringen. Hier nehme ich dieß alles ohne Ordnung zusammen; und werfe noch einige Blicke der Redlichkeit und der Wahrheit zurück auf dieses ganze wundervolle Leben; auf diese weichgeschaffene und erhabene Seele; auf diesen König von dem niemals

mals keine Zeit schweigen wird, und von dessen Namen schon jetzt die Mischung weggenommen ist, womit Neid, Bosheit, Mißverstand und Dummheit, das reine Gold der Wahrheit verfälschen.

Sehr listig hätte die Schmeicheley sich verstecken müssen, wenn sie hätte wollen sich Friedrich dem Grossen nähern; und jetzt da er im Grabe liegt, entfernt sie sich von ihm mit heiliger Ehrfurcht.

Mit Widerwillen las ich in einer vorgeblichen Charakterschilderung Friedrichs: er habe die Schmeicheley immer geliebet! — Es ist wahr, daß Friedrich zuweilen ein schmeichelhaftes Wort bey Leüten übersah, die er übrigens liebte. Aber andern, und zumal solchen die aus Wiederhohlungen dieser Art ein Handwerk machten, vergolt er dieß oft durch grausame Spöttereyen. Es würde für die noch Lebenden gehässig seyn solche Ge-

schichten zu erzählen, die ich auch deswegen gerne verschweige.

Eine einzige Anecdote will ich erwehnen, weil sie auf keine Weise beleidigt; weil sie von Seite desjenigen, der dem Könige etwas Angenehmes sagen wollte, die gröste Gutmüthigkeit zeigt; und abseite des Königs keine Empfindlichkeit, sondern nur die fröhlichste Laune.

In seinen lezten Lebensjahren gieng einst der König mit einem seiner Hofleüte, dem er sehr gewogen war, im Garten zu Sanssouci spazieren. Dieser Hofmann war der neülich verstorbene Herr General und Oberstallmeister Graf von Schwerin. Sehr gutmüthig, aber doch ein wenig zu oft, sagte Schwerin dem Könige: Eüer Majestät gehen so schnell, daß ich es gar nicht mehr aushalten und Ihnen gar nicht mehr folgen kann. Einige male ließ der König dieses Compliment vorbey-

strei-

streichen, weil er wahrscheinlich dem guten Schwerin die Freůde lassen wollte Ihm etwas Angenehmes gesagt zu haben. Aber endlich konnte der Kőnig diese zu oft wiederhohlte Schmeicheley auch nicht mehr aushalten: denn im Grunde gieng der sehr růstige und bis in sein hohes Alter sehr kecke Herr Oberstallmeister hundertmal besser als der König! Also pfiff der Kőnig, ließ von Sanssouci zwey Hayducken mit einer Tragchaise kommen, zwang den guten Schwerin sich in die Chaise zu setzen, gieng immer nebenher der Chaise, und sprach immer mit seinem alten Freůnde: bis der Kőnig, die Hayducken, und Schwerin in der Tragchaise glůcklich zusammen in Sanssouci ankamen.

Doch bey solchen Zůgen kann ich mich hier nicht verweilen, denn auch diejenigen die man noch gar nicht bekannt gemacht hat,

sind

sind zu haůfig. Lieber komme ich auf mehr anziehende Gegenstände für Geschichtsforscher: auf die Beantwortung von mancherley Fragen, die hie und da einen noch nicht berührten Gesichtspunkt, und einige in diesen Fragmenten noch nicht erwehnte Gegenstände betreffen.

Ungemein viel ähnliches hatte Friedrich mit Cäsar durch seine grossen Einsichten, durch das Erhabene seiner Denkart, durch seine Güte und nachsichtsvolle Milde. Eine merkwürdige Vorliebe aüsserte auch Friedrich immer für den Cäsar, theils durch Erhebung seiner Geisteskräfte und Thaten, und theils durch Entschuldigung seiner Fehler. Unzähliche male, und so oft in Potsdam und Sanssouci von Cäsar die Rede war, wurden dieß, wie ich zuverlässig weiß, Friedrichs Gesellschafter gewahr. In seinem Schreibcabinet, im neüen Schlosse zu Sanssouci, sah

sah ich ein einziges Brustbild, ein altes für achtzehn tausend Scudi in Rom gekauftes Original; und dieß war das Bild von Friedrichs geliebtem Julius Cäsar.

„Aber durch welches Generals Umgang, „Unterredungen, oder Beyspiel, haben sich „Friedrichs grosse militärische Talente am „meisten entwickelt? Weder Schwerin noch „der Fürst Leopold von Anhalt Dessau schei„nen diese Generale gewesen zu seyn?"

In der grossen Theorie der Kriegskunst hatte Friedrich unter den Lebendigen gewiß wenige Lehrmeister, und seine grossen Einsichten von dieser Seite erwarb er sich wohl durch vieles Lesen und Nachdenken. Seinen Lehrmeister in der praktischen Kriegskunst nannte Friedrich in seinen von beyden Seiten so geistvollen Gesprächen mit dem österreichischen Feldzeügmeister, Fürsten von Ligne. „Wissen sie, sagte Friedrich der Grosse, wer

„mich

„mich das Wenige gelehret hat, das ich von „der Kriegskunst verstehe? der alte Feld„marschall Traun —: das war mir ein „Mann (*).“ — Eigentlich commandirte Traun die Armee die unter dem Prinzen Carl von Lothringen im Jahre 1744 vom Rheine zurückkam, und den König nöthigte Böhmen zu verlassen.

Ganz richtig hat man die Kälte bemerket, die freylich in den ersten Zeiten, auf eine Weile zwischen dem König herrschte und dem grossen Schwerin, der in der Schlacht bey Prag so heroisch für sein Vaterland starb. Es mag seyn daß auch zuweilen grosse Menschen nicht gerne von Menschen lernen die sie nicht lieben. Aber die eigentliche Ursache, wodurch der Feldmarschall Schwerin den König

(*) Mémoire sur le Roi de Prusse Fréderic le grand par Mr. le Prince *de Ligne*. Berlin 1789. pag. 10.

König ganz am Anfang seiner Regierung beleidiget hat, ist bemerkenswerth. Schwerin hatte unstreitig die Schlacht bey Molwitz gewonnen. Damit nun dieß die ganze doch eigentlich von dem Könige angeführte Armee verstehe und wisse, gab Schwerin am Abend dieser Schlacht, noch bevor der König von seiner Entfernung vom Schlachtfelde zurückkam, die Worte Jesus Christus zur Parole, und andere eben so andächtig lautende Worte zum Feldgeschrey. Jeder Officier in der ganzen Armee konnte aus diesen Worten auf die Abwesenheit des Königs schliessen.

„Gustav Adolph, Condé, Marlborough „und Eügen, haben mehrere grosse Männer „gezogen. Gab sich Friedrich auch Mühe „genug, Leüte zu ziehen, und sie durch sei„nen Umgang und durch Raisonnement über „seine Plane zu bilden?“

Kein

Kein König hat sich wohl mehr bemühet gute Generale zu ziehen als Friedrich der Grosse. Seine Herbstmanoeüver hieß man die Exercierzeit seiner Generale. Friedrich gab ihnen dabey besondere Corps, die sie, nach ihrem eigenen Gutbefinden und nach der Lage des Bodens, anführen mussten; Er commandirte dann ein anderes Corps gegen seine Generale. Dieß war eine scharfe Schule, und viele von den allergrösten preüssischen Generalen hatten ihre Bildung aus dieser Schule. Ein Prinz Heinrich von Preüssen, ein Ziethen, ein Seidlitz, ein Möllendorf, ein Kalkreüth, ein Dalwig, ein Platen, ein Prittwitz, ein Götz, ein Wunsch, zwey Anhalte, ein Belling, ein Werner, und andere preüssische Helden in Menge machen alle, samt und sonders, durch unzähliche Beweise ihrer Grösse in der Kriegswissenschaft, Friedrichs Schule die gröste Ehre.

Eine

Eine weit grössere Anzahl verstorbener und noch lebender preussischer Generale könnte man diesen noch beyfügen, denen es nur an Gelegenheit fehlte, bey Anführung ganzer Armeen zu zeigen was sie konnten, und welches Geistes Kinder sie waren. Grössere Generale als die eben benannten, hatte kein Gustav Adolph gebildet, kein Condé, kein Marlborough, kein Eugen. Friedrichs Meisterstück war der Herzog Ferdinand von Braunschweig; in Friedrichs Schule bildete sich Ferdinand zu einem Feldherrn von der obersten Grösse, und ferne von ihm ward er ein Heerführer von unsterblichem Namen. Und so ward der jetzt regierende Herzog Carl von Braunschweig in Ferdinands Schule, der Mann von dem die Nachwelt sagen kann: das war ein Mann wie Cäsar, Condé, Türenne, und Friedrich.

Keinen von allen diesen grossen Feldherren beleidige ich hoffentlich, wenn ich sage, sie haben ihre Bildung in irgend einer Schule erhalten: denn was sind Schulen, Lehrer, Bildung, ohne eigenthümliches, angebohrnes, mit der Organisation tief verwebtes, aus der Organisation hervorspringendes Genie? — „Young sagt: grosse Geister „kommen aus der Hand der Natur, wie die „Pallas aus Jupiters Kopfe, in ihrer vollen „Grösse und Reife. Lorenz von Medicis, „Johann de Witt, Seignelai, Temple, „Richelieů, Alberoni, wurden plötzlich „Staatsmänner. Xenophon, Phocion, Alexander, Pyrrhus, Scipio Africanus, Lu„cullus, Pompejus, Cäsar, Germanicus, „Julianus, Spinola, Gustav Adolph, „Condé, Türenne, Carl der Zwölfte, Eügen, „Friedrich der Grosse, der Herzog Ferdi„nand von Braunschweig, und der Erbprinz

„von

„von Braunschweig — wurden plötzlich Ge„nerale. Ihr Genie gieng ihnen für Erfah„rung (*).“

Friedrich der Grosse war der tapferste und kühnste Krieger, der erste Feldherr seines Jahrhunderts. Er wards weil er es seyn wollte und musste, durch die Festigkeit und Allgewalt seines Willens. Eine fast übermenschliche Kraft übte er in allen Dingen aus; aber diese fast übermenschliche Kraft hatte dann freylich auch zur Folge, daß er von seinen Ministern und Secretairen, Generalen, Soldaten und Aerzten, übermenschliche Dinge verlangte.

Die Preussen verstehen nicht wie man Festungen angreifen muß: dieß hat man unzähliche male gehöret. Aber alle diese Richter urtheilten ohne Besonnenheit, ohne Unter-

Y 2 richt,

(*) Zimmermann von der Erfahrung in der Arzneykunst. (Zürich 1764) II. Th. S. 15.

richt, und ohne Prüfung der Umstände. Es ist wahr, Friedrich hatte zuweilen Ingenieüre auf deren Treü oder Geschicklichkeit er sich nicht verlassen konnte. Ein Beyspiel eines Majors, eines Franzosen von Geburt, ist im fünf und zwanzigsten Capitel dieser Fragmente erzählet. Ein anderer Ingenieür, auch ein Franzose, der Oberstlieütenant le Febvre, gehöret aber durchaus nicht in die Classe der unredlichen Ingenieüre. Er war ein Mann von Ehre, hatte die ganze Liebe und das ganze Zutrauen des Königs, und folglich hielt man sich nach ziemlich allgemeiner Sitte berechtigt, ihn zu mißhandeln, und nie anders als übel von ihm zu sprechen. Dieß schadet nicht. Aber le Febvre commandirte die Belagerung von Schweidnitz im Jahre 1762, und versuchte da, auch schon nicht mit Glück, viermal seinen globe de compression. Er gerieth in den schrecklichsten Unmuth durch

seine

seine fehlgeschlagene Hofnung, so daß der König selbst die Belagerung als Ingenieür besorgen musste, welches ihm auch glücklich gelang. Im Sommer 1771 baute le Febvre eine Casematte in Neiß; als man die Stützen herausnahm, fiel die Casematte ein, und schlug einige Arbeiter todt. Die Casematte kostete zweyhundert tausend Thaler. Der arme le Febvre erhielt Stubenarrest, weil seine Neider ihn bey dem Könige beschuldigten, er habe das Geld für die Casematte gröstentheils in seiner Tasche behalten, und dadurch dieses Unglück veranlasset. Als der König in Schlesien ankam, gab sich le Febvre im Unmuth über diesen Triumph seiner Feinde, mit einem Tischmesser neün Stiche in den Bauch und sieben in die Brust. Der König sagte: „so übel hätte Ich „ihn nicht behandelt (*).“

 Frie-

(*) Es freüet mich unaussprechlich, daß mich die souve-

Friedrich hatte so gute Ingenieüre und so gute Artilleristen bey seiner Armee als irgend eine Nation in Eüropa. Er wollte aber daß immer

souvenirs d'un citoyen des guten Herrn Formey (Tom. II. pag. 142—145.) in den Stand setzen, hier eine grosse Ungerechtigkeit abzubitten und zu vergüten, die ich in meiner ersten Schrift über Friedrich den Grossen gegen diesen armen le Febvre begieng. Es ist eine schändliche Lüge, daß der König befohlen habe seinen Körper auf den Schindanger zu begraben! — Ich war in Berlin, als diese Geschichte in Neisse widerfuhr. Alle Tage hörte ich davon sprechen, und alles was ich merkwürdiges in Berlin hörte, schrieb ich jeden Tag auf. Ein grosser Mann vom Militärstande erzählte mir damals wörtlich und pünktlich die Geschichte des armen le Febvre, wie ich sie habe drucken lassen, und der Schindanger krönte seine Erzählung! — Man verzeihe mir dieses Unrecht, das mich innigst geschmerzet hat, als ich dasselbe durch die souvenirs d'un citoyen erfuhr. Die Geschichte mit dem Schindanger ist eine Lüge; und nicht nur hat

immer Wunder geschehen, und mehrentheils mit so wenigen Kosten als möglich. Sehr oft strich er die Hälfte der Hülfsmittel weg, die man gewöhnlich zu einer Belagerung braucht und fodert. Am Anfang der Belagerung von Prag im Jahre 1757 hatte er auf einem Wege von dreissig Meilen noch keine einzige schwere Canone; eine hinlängliche Anzahl Mörser und anderes Geschütz blieb über einen Monat aus; die Mörser kamen lange zu spät, und in zu geringer Anzahl; oft fehlte es sogar an Bomben. Als er Daun und seinem schrecklichen Unglücke bey Collin entgegen gieng, standen fünf und zwanzig

 tau-

hat der König das oben angeführte milde Wort gesagt, als man ihm den Tod des Herrn le Febvre ankündigte, sondern er bezeigte sich auch höchst großmüthig gegen die verehrungswürdige Witwe dieses verdienstvollen und unglücklichen Mannes: und hat also die Ehre desselben bey der Nachwelt völlig gerettet.

tausend Mann Preussen vor Prag, und fünf und funfzig tausend Oesterreicher waren in der Stadt. Im nemlichen Jahre belagerten sechs bis acht tausend Preussen fast zwanzig tausend Oesterreicher in Breslau, die einige Tage nach Eröfnung der Laufgraben vor diesen Preussen das Gewehr niederlegten. Zur Belagerung von Ollmütz im Jahre 1758 bestimmte Friedrich zwar die Hälfte mehr Munition als sein Liebling der Ingenieuroberste Balby von ihm verlangte; aber ein Drittheil mehr Oesterreicher lagen in der Stadt als Preussen vor derselben, auch war die Festung nicht ganz eingeschlossen; die Garnison erhielt Verstärkung, und alles was sie bedurfte, von der österreichischen Armee. In Schweidnitz lagen im Jahre 1762 zwölftausend Mann österreichischer Kerntruppen, und Friedrich belagerte diese Festung mit zehntausend Mann von geringerm Gehalt. Er unternahm im

Kriege

Kriege alles, setzte zuweilen alles auf das Spiel, ergriff immer am liebsten den Stier bey den Hörnern: und unzähliche male gelang ihm alles mit halben und viertel Kräften, durch seinen heroischen Muth, und durch die Ueberlegenheit seines Verstandes.

Erstaunen muß man aber noch über die Wunderkraft, mit der er seine kleinen Haufen beseelte, und so oft aus gemeinen Menschen zu Helden umschuf. Seine Officiere und Soldaten konnten in den spätern Zeiten des siebenjährigen Krieges nicht durchgängig mehr seyn was sie am Anfang dieses Krieges waren; und doch fuhr immer ein Strahl von Friedrichs Grösse beynahe in jeden Soldat bey seiner Armee, beynahe in jeden Rekruten, in jeden Deserteür, in jeden Bauer der unter seinen Fahnen stand. Der gröste Theil seiner alten Truppen lag im Grabe oder war gefangen. Die preussische Armee schmolz im

Jahre 1757 von hundert und fünf und zwanzig tausend Mann auf vierzig tausend (*); Friedrich verlohr im Jahre 1759 zwey Drittheil seiner Armee (**). Er warb Kinder, Bauren, Deserteüre und Landstreicher, und ersetzte durch sie seine alten und besten Soldaten.

Herr Friedrich Nicolai laügnet zwar diese Wahrheit gegen einen Zeügen, den General von Warnery (†), und also auch gegen den König, der eben so spricht wie Warnery. Unglaublich ist es, dem Herrn Nicolai, daß ein gewesener preüssischer General so etwas schreiben konnte! — Aber unglaublich ist es auch, daß Herr Nicolai, über die Organisation der preüssischen Armee nicht nur dem General Warnery, sondern auch selbst Friedrich dem

(*) Des Generalmajor von Warnery sämtliche Schriften. VII. Th. 213. S.

(**) Ebendaselbst. VIII. Th. 64. S.

(†) Nicolais Anekdoten von König Friedrich II. Drittes Heft. S. 331.

dem Grossen widerspricht(*), und den General und den König aus seiner Berichtigungsboutique eben so leicht zu berichtigen hoffet, wie den Fürsten von Ligne über Friedrichs Tobacksdosen.

Die

(*) Der König berichtigt den Berichtiger Herrn Nicolai, mit folgenden Worten: Les régimens perdus à l'affaire de Maxen et à celle de Mr. Dierecke avoïent eté retablis à la verité pendant l'hyver (von 1759 zu 1760); mais ce n'etoient ni de vieux soldats, ni des troupes pour l'usage; on ne pouvoit s'en servir que pour la montre. Car que faire d'un ramas d'hommes, moitié paysans Saxons, moitié déserteurs de l'ennemi, conduits par des officiers qu'on avoit engagé par necessité et faute d'en trouver d'autres? Et encore les régimens d'infanterie en manquoient-ils au point qu'à peine il leur en restoit 12, au lieu de 52, qui est le nombre préscrit par l'ordonnance. — *Oeuvres posthumes.* Tom. IV. pag. 81. 82. — Sept Campagnes . . . avoient tellement miné l'armée, qu'une grande partie des meilleurs officiers

Die preussische Armee that allerdings in der Mitte und bis zum Ende des siebenjährigen Krieges, eben so grosse Wunder als am Anfang desselben; sie verließ den König nicht, hielt eben die Mannszucht, und stritt mit eben dem Muthe wie in jeder andern Zeit. Dieß weiß ganz Europa. Aber deswegen war es nicht nöthig, daß wenigstens drey Viertel der preussischen Armee, Einländer oder alte gediente Soldaten seyen, wie Herr

Nicolai

officiers et des vieux soldats avoient péri en combattant. Pour en juger, on n'a qu'à se rappeller que le gain de la bataille de Prague couta seul 20,000 hommes; qu'on ajoute à ce calcul que nous avions 40,000 prisonniers des Autrichiens, qu'ils en avoient presque autant des notres, au nombre desquels il falloit compter au delà de 300 officiers; que les hopitaux etoient tous remplis de blessés, et que dans les régimens d'infanterie on ne trouvoit guéres au delà de cent hommes qui eussent servi au commencement de cette guerre. *Oeuvres posthumes.* Tom. V. pag. 161. 162.

Nicolai gegen den König und einen preüssischen General behauptet. Der Muth der ganzen preüssischen Armee, kam in den schlimmsten Zeiten des siebenjährigen Krieges von dem allgemeinen Enthusiasmus, womit Friedrich durch den Ruf seiner Thaten ganz Eüropa, seine Feinde so wohl wie seine Freünde erfüllte; und dann, von seiner Alles belebenden Gegenwart, bey der jeder Krüppel wieder Muth fasste, und bey der auch seine geschlagenen und flüchtigen Truppen gleich wieder wünschten eine neüe Bataille zu liefern.

Friedrich bezauberte durch seine Grösse nicht nur seine Unterthanen, sondern auch die gemeinsten Menschen in allen Ländern. Man sprach nur von Ihm, man dachte an nichts so lebhaft als an Ihn, man vergaß alles, ließ alles liegen, sobald eine neüe Zeitung von Ihm ankam. Die Reichstruppen freüten sich, wenn sie gefangen waren,

weil

weil sie nun konnten unter seinen Fahnen dienen. Seine vormals so schrecklichen Feinde, die russischen Generale, Officiere und Soldaten, waren weit mehr für Friedrich als für Maria Theresia eingenommen, und die Erbitterung welche sie am Anfange des Krieges zeigten, hatte sich in Bewunderung verwandelt; sie betrugen sich auch beym Kriege sehr billig (*). Zuvor hatten die Soldaten der Russen, ohne Alter und Geschlecht zu schonen eine Menge preüssische Landleüte niederträchtigerweise ums Leben gebracht, manchem armen Bauren zum Spaasse die Zunge an den Tisch genagelt, das ganze weibliche Geschlecht genothzüchtigt. Nun verschonten sie den unschuldigen Landmann. Nun nothzüchtigten sie nicht mehr, und verlangten nichts mehr von dieser Art, anders als mit Freünd-

(*) Des Generalmajor von Warnery sämtliche Schriften. VIII. Th. 177. S.

Freündlichkeit, und aus freyem und gutem Willen. Nun behandelten sie gefangene und verwundete Preüssen mit Schonung, und erlaubten nicht, daß man sie plündere oder auch nur durchsuche (*). Friedrichs Name erfüllte alle Völker mit Ehrfurcht, Erstaunen, und Liebe. Wenn Er bey dem kleinsten Haufen seiner Krieger stand, gieng der Schrecken vor ihm wie vor Hunderttausenden her, und Kinder unter seinen Fahnen dachten wie seine ältesten und bravsten Krieger an nichts als Sieg oder Tod.

Herr Denina sagt: „Man kann nicht in „Zweifel ziehen, daß Friedrich alleine regie„ren wollte, und daß er Empfehlungen von „seinen Anverwandten gar nicht achtete, selbst „nicht wenn sie von der Königinn seiner Mut„ter kamen, der er sonst grosse Achtung be„zeügte, und grosse Verehrung. Er bediente „sich

(*) Ebendaselbst. VIII. Th. 23. S.

„sich nie der Formel: d'après l'avis de notre „conseil. Man möchte beynahe sagen, er „hätte nicht einmal mögen seine Gewalt mit „Gott theilen, denn er wollte nicht genannt „seyn: Von Gottes Gnaden (*).“

Unter Friedrichs Regierungsfehler gehöret wahrlich nicht, daß er keine Empfehlung von Prinzen und Prinzessinnen seines Hauses annahm. Wer gerne wissen will wohin solche Empfehlungen führen, der denke nur an die innere Hofgeschichte und die ersten Triebfedern der ganzen Regierung des ehemaligen Frankreichs, an die Empfehlungen aller Prinzen und Prinzessinnen, aller Kammerfrauen und Lackayen, aller Putzmacherinnen und Friseürs in Versailles. Dieß wollte aber auch gewiß Herr Denina nicht sagen. Etwas seltsam ist aber doch seine Auslegung, daß

(*) Essai sur la vie et le règne de Fréderic II. pag. 419.

daß Friedrich auch nicht seine Regierung mit Gott habe theilen wollen, weil er das gewöhnliche Formular von Gottes Gnaden abschaffte. Mit eben dem Grunde könnte man sagen: er habe nicht mehr König seyn wollen, weil er befahl, man solle selbst in den Berichten seiner Minister, und in den Berichten von dem Generaldirectorium, die pedantische Aufschrift Allerdurchlauchtigster König Allergnädigster König und Herr — ausmerzen! — Friedrich nannte sich in seinen Briefen auch nicht Wir, sondern Ich; und dieß war ebenfalls eine höchst schreckliche Sünde gegen den deútschen Canzleystyl! — Aber seinen Patenten, Edikten, und allem was eigentlich unter seinem Namen ins Publicum kam, ließ er die Aufschrift nach dem alten Canzleygebrauch; und da hieß es immer, wie es heissen soll, von Gottes Gnaden. Doch der beste Beweis gegen Herrn Denina,

daß Friedrich auch in Formalitäten der göttlichen Macht nichts entziehen wollte, war der Schluß aller seiner französischen Briefe, in welchen er unveränderlich sagte: **Ich bitte Gott, daß er eüch in seine heilige und würdige Obhüt nehme.** Eigentlich ist aber dieß nur ein Compliment, das Könige am Ende ihrer Briefe machen, damit sie kein anderes machen müssen.

„Kann man nicht ohne Ausnahme sagen, „was Friedrich einmal angeordnet hat, sey „seine ganze Regierung hindurch geblieben? „War er nicht immer mehr für die Beybehal„tung des Alten als für das Neüe? Musste „der Nutzen des leztern nicht recht sehr über„wiegend seyn, bis er sich dazu entschloß?“

Friedrich liebte in gar vielen Dingen nicht Veränderungen. Seine ganze Armee blieb bis an seinen Tod gekleidet, wie sie beym Antritt seiner Regierung gekleidet war; und so

hatten

hatten auch die Kleider seiner Lackayen und Jäger im Jahre 1786 noch immer den Schnitt vom Jahre 1740. Ein sehr tiefdenkender und rechtschaffener Schweitzer Herr Professor Wegelin in Berlin, sagte mir dort im Jahre 1771: „die hiesige Kriegsschule ist eins der „Meisterstücke des Königs. Die Instruktion „die er uns gab, ist sein bestes Werk. Aber „hat Friedrich einst eine Maschine erschaffen „und in Bewegung gesetzt, dann glaubt er „auch, daß er den lieben Gott nachahme, „wenn er sie nicht mehr berühret.“ — Ein so sehr scharfsinniger Kopf, wie Herr Wegelin, hatte gewiß in Absicht auf die berlinische Kriegsschule völlig Recht. Friedrich blieb allerdings seinem Hauptgrundsatze, der Grundlage die er jeder Unternehmung jedem Institut gab, seine ganze Regierung hindurch, unverändert getreu. Dieß lag in der Festigkeit seines Charakters und seines Willens, und

in der Unveränderlichkeit seiner Gesinnungen. Aber in Nebendingen und Modificationen verfügte er doch, wenn es die Umstände erfoderten, sehr haüfige Abänderungen, wie mir der Herr Minister von der Horst, der zwanzig Jahre hindurch unzähliche Geschäfte mit Ihm hatte, versichert. Er sagte jederzeit, wie ich es aus dem Munde dieses Ministers weiß: „die besten Gesetze bleiben nach „einem Verlaufe vieler Jahre nicht mehr „ohne Ausnahme anwendbar. Bey den be„ständigen Abänderungen in den Sitten und „in der Lebensart der Menschen, in den „Glücksumständen der Nationen, in allem „was das Commerzwesen betrifft, in allem „was die Wandelbarkeit der menschlichen „Dinge ausmacht: müssen sich die bürgerli„chen Gesetze, und die Policeygesetze, abän„dern; und hierauf beständig wachsam zu

„seyn,

„seyn, hat ein vernünftiger Regent die gröste
„Ursache.“

„Giebt es keine recht klare Fälle, wo
„man mit einiger Wahrscheinlichkeit sagen
„kann, Friedrich habe wohl gewusst, daß
„es mit dieser und jener Sache nicht richtig
„stehe; aber er war zu müde, um die Unter-
„suchung noch einmal von vorne anzufan-
„gen? Ungefähr nach der Weise mancher
„alter Gelehrten, die wohl auch glauben,
„das Neüe möchte wahr seyn, die aber ihre
„Untersuchung nicht mehr von vorne anfan-
„gen mögen.“

Nicht leicht ward Friedrich ermüdet, Un-
tersuchungen anzustellen und zu wiederhoh-
len, wenn er dieß für nöthig hielt. Er
wusste daß man ihn sehr oft betrog, zum
Exempel, bey Lieferungssachen, bey Bau-
sachen, und in vielen andern Dingen; aber
er glaubte, es sey eine Kunst, sich im Klei-

 nen

nen betrügen zu lassen um grössern Betrug zu vermeiden. Zum Beweise wie sehr Friedrich diese Kunst verstand, hat mir der Herr Minister von der Horst eine Geschichte erzählet wovon er selbst Zeüge war. Ein Kaufmann und Fabrikant, Namens Heil, erbot sich eine Lieferung zu übernehmen, wobey der König eben die Waaren von eben den Meistern verfertigt, mit einem jährlichen Gewinn von sechszehn tausend Thaler erhalten sollte. Der König lachte über den Vorschlag, sah selbst die Berechnung und die Beweise durch, und sagte zu dem Herrn Minister von der Horst: „Sehen sie! das Ding scheint recht „gut gegründet. Ich weiß auch wohl, daß „man mich mit diesen Waaren wie in vielen „andern Dingen betrügt. Aber die Haupt„sache ist doch in vortreflicher Ordnung, und „geht so gut, daß ich diese erbärmliche Er„sparung von sechszehn tausend Thaler als

„eine

„eine Kleinigkeit als Nichts betrachten kann:
„denn wollte ich auf diese sechszehn tausend
„Thaler scharf sehen lassen, so entstünde im
„Ganzen eine Confusion, und diese würde
„mir hundertmal mehr schaden. Durch Be-
„trug suchen die Menschen doch allemal Vor-
„theile; man muß ihnen darum das Kleine
„lassen und thun als sähe man es nicht, damit
„man das Grosse behalte.“

„Läßt sich in Friedrichs Leben keine Epo-
„che angeben, wie man fast in aller grossen
„Männer Leben findet, wo man sagen kann,
„sein Geist stand stille?“

Hier apellire ich an alle Minister Frie-
drichs des Grossen; und alle diese Herren
werden antworten: Friedrich hat sich zuwei-
len geirret. Er ward betrogen. Er ließ
auch wohl kleine Unternehmungen liegen, wie
zum Exempel die Wasserleitung bey Sans-
souci. Aber in Wahrheit und auf unser Ge-

 wissen,

wissen, kennen wir — keinen Zeitpunkt, keinen Tag seines Lebens an dem sein Geist stille stand, als den siebenzehnten August tausend siebenhundert sechs und achtzig, nach zwey Uhr des Morgens.

„Was muß die Nachwelt von dem Gifte „glauben, das Friedrich im siebenjährigen „Kriege, als die Sachen sehr schlecht standen, „immer bey sich geführet, und nach Denina, „in zwanzig Sublimatpillen am Halse getra„gen haben soll: da der Oberste Quintus den „Herrn Grafen von Güibert versichert hat, „diese Geschichte sey wahr; und den Herrn „Buchführer Nicolai, diese Geschichte sey „falsch?“

Man muß glauben Herr Denina habe recht, weil er erweislich recht hat. Nicht nur hat der Herr Oberste Quintus, sondern noch Jemand von ganz ungleich grösserm Gewichte, dem Herrn Minister von der Horst

gesagt

gesagt und versichert, daß der König diesen Gift wirklich bey sich führte. Unzähliche male hat auch Herr von der Horst den König über den Selbstmord sprechen gehöret; und immer war dieß Friedrichs unerschütterliche Meinung: „jeder Mensch habe von der Na„tur das Recht, sich dieses äussersten Hülfs„mittels gegen ein unerträgliches Unglück zu „bedienen.“ — Durch seine Edikte verbot er auch darum auf alle Art das Andenken solcher Entleibten zu beschimpfen. Hätte Friedrich im siebenjährigen Kriege alles verlohren, wäre Er und sein Land ohne alle Rettung gewesen, dann hätte er also seine Sublimatpillen genommen, und er wäre gestorben wie Cato und Brutus.

„Uebertraf Friedrichs Politik die Politik „anderer Völker und Reiche? Was war „in dieser Absicht sein Einfluß auf sein Zeit„alter?“

Hundert solche Fragen sind leichter zu machen als zu beantworten. Durch seine Tapferkeit, durch seine Beharrlichkeit, und durch sein Glück, bemeisterte er sich allerdings der Politik die seinen Untergang suchte, weil Er aller gegen ihn gemachten Projecte ungeachtet, nach dem siebenjährigen Kriege, einen Frieden machte, bey dem Er kein Dorf verlohr. Staatsklug, schnell und scharfsinnig, ergriff er auch die Gelegenheit, als Oesterreich durch die Wegnahme der Grafschaft Zips, die polnische Theilungsgeschichte zuerst veranlaßte. Gleich nahm er an diesem grossen Project auch seinen Theil, und trat mit seiner Vergrösserungsbegierde zu beyden Kaiserhöfen in dem Augenblicke da Madame dû Bary in Frankreich regierte, und Frankreichs Politik durch die Zerrüttung seines Ministeriums unthätig versank. So erhielt er den Landesstrich, der nunmehr die preussi-

sche Monarchie zusammenhängt, und ihr dann auch noch die Herrschaft über den Weichselstrom giebt. Endlich da Oesterreich, Rußland, und Frankreich, sich wieder zu nähern schienen; und da Vergennes glaubte, Friedrich habe bey aller seiner Klugheit doch keinen einzigen Allirten: trat Friedrich auf einmal hervor mit dem deůtschen Fůrstenbunde. So entstand die genaue Verbindung mit England, und durch diese auch die mit Holland. Nie war Friedrich in der Hand der Franzosen; und doch hielt man die Franzosen sonst immer fůr die grősten Staatsunterhåndler in Eůropa. Seit dem Augenblicke da Frankreich den kurzweiligen Einfall hatte, einen Mann wie Friedrich mit der angebotenen Abtretung der Insel Tabago blenden zu wollen, bis an den lezten Tag seines Lebens, ward Er durch Frankreich niemals ůberlistet und niemals gewonnen. Was nun alle seine

Anord-

Anordnungen und Thaten, was nun jeder von ihm ausgestreüte Saame, auch noch in der Zukunft wirken wird, erwartet anjetzt Eüropa von so vielen und so grossen gegen einander gespannten Kräften und so vielem leidenschaftlichem Streben, zumal bey diesem plötzlichen Steigen und Fallen der Schicksale der Völker. Sein gröster Einfluß auf sein Zeitalter bestand in dem Exempel das Friedrich allen Königen und Fürsten dadurch gab, daß kein König unermüdet arbeitsamer war als er, keiner kühner und weiser im Kriege, keiner weiser und milder in seiner Regierung; und in der Nothwendigkeit, in die Er andere Mächte durch seine Einrichtungen setzte, entweder gleichen Schritt mit Ihm zu halten, oder weit hinter Ihm zu stehen.

Gleichen Schritt mit Ihm hielt eine Frau. Einst seine grosse Freündinn und nie seine Feindinn, hatte Sie oft ähnliche politische

Grund-

Grundsätze mit Ihm; in manchen Dingen waren aber auch ihre Grundsätze sehr verschieden. Etwas mehr als zwanzig Jahre saß Friedrich auf seinem Throne, als Catharina im Norden aufstand. Eben so wie Er ward Sie das Erstaunen und die Bewunderung aller Völker. Sie that alles zur möglichsten Aufnahme ihres Reiches, des grösten aller Reiche seitdem die Welt steht, da es beynahe den dreissigsten Theil des ganzen Erdkreises und den zehnten Theil alles festen Landes der ganzen Welt umfasset. Dieses Reiches Einfluß auf die grösten Weltgeschäfte vermehrte Catharina unendlich. Eben so wie Friedrich erregte Sie manchen Schrecken in Europa, und bey den grösten Höfen eine ununterbrochene Unruhe. Liebe erwarb Sie sich noch weit mehr als Friedrich, in einer unermeßlichen Weite, bey allen Menschen.

Frie-

Friedrichs Politik war ganz das Werk seines reinen Verstandes. Bey Catharina wirket Herz und Charakter und persönliche Neigung immer in den grossen und vielfassenden Geist; und so bildete sich bey Ihr ein politisches System, oder vielmehr ein politischer Charakter, der immer so viel menschliches und liebenswürdiges hat für den stillen Beobachter, indessen da alle grosse Mächte von Eůropa sich in einemfort dagegen spannen. Catharina und Friedrich waren gar oft einerley Meinung über grosse Politik, konnten lange mit einander freůndlich fortgehen, kamen aber am Ende auch weit aus einander. Lange waren sie jedoch beynahe ganz einstimmig über einem Punkt; dieser Punkt war Frankreich, oder wie es eigentlich heissen soll, Choiseůl.

Noch in diesem Jahre denket Catharina von dem Herzog von Choiseůl (dem ich so

gerne

gerne das Leben bis in den Monat August dieses Jahres 1789 hätte gönnen mögen) wie einst in Friedrichs Zeiten, wie oft Friedrich selbst: aber doch nicht durchgängig nach Friedrichs Grundsätzen. Die grosse Catharina, die so gerne Blicke in niedrige Hütten wirft, gerne mit Menschen umgeht, die menschlich und unbefangen und als freye Menschen mit Ihr sprechen, schrieb an den Verfasser dieser Fragmente den zweiten Junius 1789: „Alle „Welt weiß was aus Choiseuls Politik für „uns entstand. Seine ungegründete Furcht „vor Rußlands Grösse deckte seine Leiden„schaft, seinen Haß, seinen Neid, und seine „Falschheit. Er wollte mir schaden, und „er entblösste dadurch nur seine eigene Schwä„che, und die Schwäche der durch ihn gegen „mich aufgebrachten Türken. Er hatte nichts „im Munde als das Gleichgewicht von Eu„ropa; dieses metaphysische Gleichgewicht,

„das

„das immer alle Mächte aus dem Gleichge-
„wichte brachte, die zu viel auf diese Re-
„densart bauten. Staub in die Augen der
„Menge wirft diese Redensart, womit man
„nur seine eigenen Absichten verschleyert,
„wenn diese an die Stelle der Gerechtigkeit
„treten, welche die Grundfeste aller Staaten
„ist, und das Band der menschlichen Gesell-
„schaft. Ich glaube und ich bin fest über-
„zeüget, daß es mit dem guten Namen der
„Staatscabinette eben so geht, wie mit dem
„guten Namen der Privatleüte. Wer links
„und rechts in den benachbarten Haüsern
„Zwietracht anbläst, erwirbt sich kein Ver-
„trauen; und diejenigen, die sich auf ihn
„verlassen, sind betrogen. Falschheit und
„Ränke sind ein schlechter Weg zum Ruhme,
„und auf keinem andern gieng Choiseül. —
„Aber es giebt viele Menschen, die in der
„Politik nur zwey Wege kennen: Oehl ins
„Feüer

„Feuer giessen, und im trüben Wasser fischen.
„Dadurch entstanden in allen Jahrhunder-
„ten, die blutigen Auftritte die man Kriege
„nennet, und die von eroberungssüchtigen
„Fürsten, oder ungestümen Ministern, nur
„dann erst bereüet werden, wenn sie sehen,
„was die armen Unterthanen im Kriege
„leiden."

Catharina schildert sich selbst in ihren Briefen so frey und offen wie Friedrich; und weil kein Mensch auf Erden, Menschen von dieser Grösse ganz richtig schildern kann, so hoffet der Verfasser dieser Fragmente Vergebung von der grossen Monarchinn indem Sie diese Zeilen lesen wird, wenn er hier nur Eins von Tausend sagt, nur einige wenige Züge von unzählichen hier aus ihrem Geist und Herzen aushebt. Sie schrieb an ihn den achten Februar 1789: „Es thut mir „leyd, daß mein Zeitalter mich gefürchtet hat;

„nie wollte ich mich irgend einem Menschen
„fürchterlich machen. Immer hätte ich wün-
„schen mögen, daß man mich liebe und
„schätze so viel ich etwa verdiene, und nicht
„mehr. Immer dachte ich, man verlaüm-
„det mich, weil man mich nicht kennt. Ich
„habe viele Menschen gesehen, die unendlich
„mehr Geist haben als ich habe; aber ich
„habe niemals keinen Menschen beneidet, und
„keinen Menschen gehasset. Mein Verlan-
„gen und mein Vergnügen wäre gewesen
„Menschen glücklich zu machen; weil aber
„jeder nur nach seiner besondern Gemüthsart,
„nur nach seiner Phantasie, nur nach seinen
„Begriffen glücklich seyn kann, so fanden
„dann auch meine Wünsche oft Hindernisse,
„die ich auch nicht begriff. Gewiß war meine
„Ehrbegierde nie böse; vielleicht unternahm
„ich nur deswegen zu viel, weil ich den Men-
„schen mehr Vernunft, mehr Liebe zur Ge-
„rechtig-

„rechtigkeit, mehr Glücksfähigkeit zutraute „als sie haben. Es ist doch überhaupt in „den meisten Menschen etwas Dummes und „Ungerechtes; dieß macht nicht glücklich. „Gäben die Menschen der Vernunft und der „Gerechtigkeit immer Gehör, so wären wir „andern auf den Thronen gar nicht nöthig. „Ich liebte immer die Philosophie, denn ich „hatte immer eine ganz republikanische Seele. „Diese mir angebohrne Liebe und Achtung „für Freyheit, macht einen sonderbaren Con- „trast mit meiner unumschränkten Gewalt; „aber niemand kann in Rußland sagen, daß „ich jemals meine Gewalt mißbrauche. Ich „liebe die schönen Künste aus angebohrner „Neigung. Meine Schriften achte ich we- „nig; ich wollte einige Versuche von ver- „schiedener Art machen, aber auf meine „Schriften setzte ich niemals einen grossen „Werth, sobald das Vergnügen vorbey war,

„das ich habe wenn ich schreibe. Mein gan=
„zes politisches Verhalten bestand in der Be=
„mühung die Plane auszuführen, die mir
„die nützlichsten schienen für mein Land, und
„die erträglichsten für andere; hätte ich bes=
„sere Plane gekannt, so hätte ich bessere
„Plane befolget. Eúropa hätte niemals
„wegen meiner Plane unruhig werden sollen,
„denn es konnte bey allen gewinnen. Hat
„man mich zuweilen mit Undank gelohnt, so
„kann doch niemand sagen daß ich meine
„Dankbarkeit vergesse. Oft habe ich mich
„an meinen Feinden durch Wohlthaten gero=
„chen und durch Vergebung. Ueberhaupt
„war ich immer eine Freúndinn der Mensch=
„heit, und in keiner Gelegenheit habe ich
„aufgehöret es zu seyn."

Noch etwas mehr als Friedrichs des Ein=
zigen höchste Güte und Milde, die höchste
unver=

unverkennbarste der einzigen Catharina eigene Liebenswürdigkeit liegt in diesen Zügen. Auch Friedrichs Achtung für Republiken liegt darinn, die jedoch Catharina noch viel stärker ausdrücket, und gewiß viel inniger fühlet. Die Bilder von Catharina und Friedrich könnte man noch lange gegen einander halten; man würde noch manchen grossen Zug der Aehnlichkeit entdecken, auch manche grosse Verschiedenheit, aber gewiß in beyden immer eine sublime Grösse, und gleichen Fortschritt zur Unsterblichkeit ihres Namens.

„Wäre Friedrich ein Bürger gewesen, „oder nur ein Edelmann, hätte er alsdann „nicht dem Kriegesdienste entsagt, um auf „dem Lande Verse zu machen und Melonen „zu pflanzen? Ward er ein Krieger, bloß „um sich einen Namen zu machen, oder aus „Noth? Warum konnte er aber, wenn er

„auch allenfalls den Krieg nicht liebte, sich
„über Voltaire ärgern, und es ihm hundert-
„mal spöttisch vorwerfen, daß er mit Wider-
„willen und Abscheu vom Kriege sprach?"

Gewiß war Friedrich nach seinen Nei-
gungen mehr Philosoph als Krieger. Als
gebohrner Bürger oder Edelmann hätte er,
aus freyem Willen und in seinen besten Jah-
ren, auch gewiß nicht sich in Kriegesdienste
begeben, denn seine grosse und hervorstre-
bende Seele athmete nach nichts als Frey-
heit, verabscheute damals alle Unterwerfung
und allen Zwang. Ein grosser und geistvol-
ler preussischer General hatte also in sofern
ganz recht, als er mir sagte: Friedrich hätte
nicht bis zum Major gedient! — Aber es
ist auch ein gewaltiger Unterschied als König
ein Krieger seyn, oder nur als Privatmann
sich in Kriegesdienste begeben. Als König

war Friedrich mit aller Gewalt und Kraft seiner Seele ein Krieger, denn dieß war unumgänglich nöthig zur Erhaltung seiner Monarchie. Nur auf Unwissenheit der damaligen politischen Lage von Eůropa gründet sich die Volksmeinung, daß er seinen ersten Krieg bloß in der Absicht unternommen habe, sich einen grossen Namen zu machen. Friedrich musste damals nach dem unvermeidlichen Zusammenhange seines Systems, sich und seinem Staate grössere Kräfte verschaffen, um sich gegen seine Nachbarn im Gleichgewichte zu erhalten. Nach dem Tode Carls des Sechsten schien die österreichische Monarchie mit einer völligen Theilung bedrohet. Oesterreich, Bayern und Sachsen, konnten dadurch drey Mächte werden, von denen jede insbesondere ihm gleich gewesen wäre, oder gar überlegen. Unumgänglich musste er also auf Schlesien greifen, und keinen andern

Grund hatte gewiß sein erster Feldzug. Aber von nichts war er mehr überzeüget, wie von dieser grossen Wahrheit: nie werde der preüssische Staatskörper in seiner Grösse sich erhalten, wenn sich in demselben nicht der kriegerische Geist, bey der ganzen Nation und zumal bey dem Adel, vom Vater auf den Sohn fortpflanze.

Darum war es ihm unerträglich, wenn man vom Kriegshandwerk unanständig und übel sprach, und zumal wenn man dasselbe verächtlich machen wollte. Nicht nur dem Herrn von Voltaire nahm er dieses übel; sondern hauptsächlich auch denen, die in seinen Diensten standen. Sehr merkwürdig ist darum die Geschichte des Grafen von Borcke, eines höchst vortreflichen Mannes: denn er kam durch ein Versehen dieser Art, in einem Augenblicke, in Unglück. Borck war ein Edelmann aus Pommern, und einer

der grösten Patrioten in der preüssischen Monarchie. Er verlohr im siebenjährigen Kriege, auf seinen Gütern in Pommern, hundert tausend Thaler; und doch gab er mit Vergnügen alles her. Er freüte sich auch, wenn der König foderte: denn der König muß fodern, sagte der edle Borck, weil seine Vasallen gröstentheils kein Gefühl für die allgemeine Wohlfart haben, nichts für das Beste des Königs und des ganzen Landes empfinden.

So viel erzählte mir von dem Charakter und der Denkart dieses grossen preüssischen Patrioten ein grosser, weiser und innigst guter Mann, sein Herzensfreünd und mein Herzensfreünd der Philosoph Sulzer, im Jahre 1771 in Berlin. Er setzte hinzu: Borck war der Oberhofmeister des Kronprinzen; und im Jahre 1764 ward er plötzlich von Potsdam nach seinen Gütern verwiesen. Kein Mensch wusste warum?

Dieß weiß ich aber anjezt sehr genau. Der edle, ach allzuedle Borck, dieser herrliche Mann, der von Jugend auf bey dem Cürassierregimente gedient hatte von dem anjezt der Herzog von Weimar Oberster ist, den der König als Major nach Potsdam kommen ließ, als Erzieher bey dem damaligen Kronprinzen anstellte, und nachher noch zum Grafen machte, ließ es sich unglücklicherweise einfallen, an der Tafel des Königs mit Verachtung und Herabsetzung vom Kriegshandwerk zu sprechen. Es wäre höchst beklagenswerth, sagte Herr von Borcke, wenn man Prinzen zwingen wollte, ihre beste Zeit auf das Kriegshandwerk zu verwenden, wodurch man doch eigentlich die Menschheit nur in das allergröste Unglück stürze! — „Was, „sagte Friedrich? Er ist Hofmeister und Er„zieher preussischer Prinzen! Er ist selbst ein „Soldat; und behauptet solche Dinge vom

»Kriegshandwerk. Geh Er, von dieser »Stunde an ist Er seines Dienstes entlas»sen.“

Bey philosophischen Gesprächen konnte Friedrich es sehr wohl leiden, aber nur unter wenigen Menschen und bloß in den Abendstunden zu Potsdam und Sanssouci: daß man den Krieg dahin setze wohin er gehöret, in eine Reihe mit Erdbeben und der Pest! — Er selbst sprach, unter vier Augen, vom Kriege sehr oft mit Widerwillen und Abscheü, und betrachtete den Krieg nie als eine Sache wozu Er Lust und Neigung hatte, sondern als ein nothwendiges Uebel. Darum ertheilte er auch kurz nach diesem Ungewitter, dem edelmüthigen Grafen von Borcke eine Pension; sah und sprach ihn auch auf seinen Reisen zu den Revüen in Pommern, und begegnete ihm immer höchst freündlich und gut.

* Graf Güibert, der berühmte Verfasser einer höchst vortreflichen Lobrede auf Friedrich, nimmt doch auch zusammen, was man gegen den grossen Mann sagte; und einige derbe Vorwürfe scheint Er sogar, mit seinem Beyfalle zu beehren. Auf Hauptsachen ist Ihm zwar schon im achtzehnten Capitel dieser Fragmente geantwortet. Einen starken Vorwurf habe ich aber noch nicht erwehnet: Güibert sagt: „Friedrich hat die „neüesten Aufschlüsse über die Staatswirth„schaft nicht benutzet, und in diesem Punkte „war Er wirklich hinter seinem Jahrhundert „zurück?"

Güibert, dieser edle, dieser muthige, dieser beredte, dieser scharfsinnige und sonst so billige Beurtheiler und warme Verehrer des grossen Friedrichs, hat sich hier wahrlich gegen Friedrich versündigt; und darum bitte ich Ihn um Vergebung, wenn ich ihn, aber

doch nur sanft, dafür bestrafe. Friedrich war König beynahe ein halbes Jahrhundert hindurch; er hat glücklich regiert, er ließ sein Land in den blühendesten Umständen, er war kein eingeschränkter Kopf wie die ganze Welt weiß, und also darf man doch wohl glauben, Er habe von der Staatswirthschaft mehr gewusst als Graf Gùibert? — Tactik und Staatswirthschaft sind doch eben so weit von einander entfernt als die Arbeit in einem Bergwerke und die Anführung einer Flotte. Wenn aber ein höchst geschickter Markscheider auf dem Harze sagte: der Admiral Rodney sey in der Kunst eine Flotte zu führen, hinter seinem Jahrhundert geblieben, und er habe die neüesten Aufschlüsse der Seefarthslehre nicht benutzet, so könnte man sich kaum der Frage enthalten: wie sah dieser Markscheider in seiner Grube, was dem Admiral Rodney auf der See entgieng?

Herr

Herr Denina sagt: „man muß sich wun„dern, daß ein König der über den branden„burgischen Sand so viel nachdachte, so oft „davon sprach, und so sehr wünschte daß „man diesen Sand fruchtbar machen könnte: „doch darauf nie dachte, wie sehr der ekel„hafte Strassenunrath der Städte fähig wäre, „die nahgelegenen Ländereyen zu bereichern? „Ohne weit zu gehen, hätte Friedrich dieß „schon in Leipzig lernen können (*).“

Nirgends bedienet man sich dieses Düngers mehr als in Berlin und in Potsdam. Unter vielen andern ist der unfruchtbarste Sandacker bey dem Invalidenhause in Berlin, und der dem potsdamischen Waisenhause gehörige Sandacker bey dem Vorwerke Bornstadt, durch den Strassenunrath so unglaublich

(*) Essai sur la vie et le règne de Fréderic II. pag. 439.

lich umgeschaffen, daß er dadurch den Ertrag des sechszehnten Korns giebt.

Ueberhaupt scheint Herr Denina das preussische Land von einer Seite nicht genug zu kennen, oder nach einem kleinen Theile alle übrige zu beurtheilen, weil er sagt: „Die „preussischen Dörfer sind nicht so groß wie „die in der Lombardey, kaum kann man sie „mit den kleinsten Bauerschaften in Savoyen „vergleichen. Auch sind die preussischen Land„bewohner weit weniger wohlhabend als die „Bauren in Frankreich, und in der Lombar„dey (*).“ — In Schlesien giebt es meilenlange Dörfer; und dieß auch zum Theile in einigen Gegenden von Westphalen, auch im Halberstädtischen und Magdeburgischen. Wer den Jammer der zerlumpten französischen Landpächter und Ackerleute gesehen hat, wird wahrlich die betrübte Lage dieser Bettler über

den

(*) Ebendaselbst. pag. 376.

den Wohlstand der meisten preussischen Provinzen nicht erheben.

„Wären Friedrichs Unterthanen nicht noch „glücklicher gewesen, wenn er keine Verse ge„macht, und weniger oder gar keine Bücher „geschrieben hätte?“

Friedrichs Geist erschlaffte nicht bey seiner Dichtkunst und Schriftstellerey: denn eben dadurch gewonn er, zu seiner Regierung und im Kriege, noch viel grössere Kräfte. In den grösten Gefahren des siebenjährigen Krieges, war seine Neigung für litterarische Aufsätze eine grosse Ursache seiner fast übermenschlichen Seelenstärke und Seelenruhe.

Er hatte alle Gefühle der Menschheit, aber er bemeisterte sich dieser Gefühle weit schneller als andere Menschen deren Seelen solche Kraft nicht haben. Man sagt, nach dem unglücklichen Blutbade bey Kunnersdorf habe er sich einige Tage lang in seinem Zimmer

mer verschlossen, ohne jemand anders zu sprechen, als die Personen die ihm unumgänglich nöthig waren. Sobald er aber sah, daß Soltikow sein Absehn nicht auf seinen Untergang gerichtet hatte, fasste er wieder Muth und schickte Wunsch mit dritthalb tausend Mann nach Sachsen. Diese wenigen Leüte nahmen Torgau, Wittenberg und Leipzig wieder ein, und schlugen Oesterreicher und Reichsarmee so jämmerlich, daß man an diesem Tage, vor den Preüssen, wo möglich, noch zu grösserer Unordnung floh, als bey Roßbach (*).

Man sagt, als Fouquet sich bey Landshut wie Leonidas hielt, und erlag, sey Friedrich von dieser Schreckenspost so betaübt gewesen, daß er sich vor die Stirn geschlagen und

(*) Des Generalmajor von Warnery sämtliche Schriften. VIII. Th. S. 29. 34.

und ausgerufen habe: mein Gott, nur mir können solche Unglücksfälle begegnen! Aber unglaublich habe er sich auch gleich wieder gefasst (*).

Man sagt, die Einnahme von Glatz sey ihm durch das Jubelfeüer der Oesterreicher bekannt geworden, denn er habe geglaubt diese Festung nicht zu verlieren. Auch habe er die österreichischen Vorposten fragen lassen: ob Maria Theresia in Wochen gekommen sey, weil man Freüdenfeüer mache? Als er aber die Veranlassung erfuhr, habe er geantwortet: nun wohlan, was ist zu machen? Beym Frieden wird man uns Glatz schon wiedergeben (**).

Man sagt, er habe in der Schlacht bey Torgau Thränen vergossen, als er glaubte, alles sey verlohren; und dieß eben in dem

Zeit-

(*) Ebendaselbst. VIII. Th. S. 84.

(**) Ebendaselbst. VIII. Th. S. 84. 85.

Zeitpunkt, als Ziethen die Anhöhen bey Siptitz einnahm, welches aber Friedrich noch nicht wusste (*). Und er sey auf eine Weile aus aller Fassung gewesen, als er hörte, Schweidnitz sey von Laudon überrumpelt (**).

Man sagt, er sey im Winter von 1761 bis 1762 nach Breslau gekommen, um dort sein Ende abzuwarten. Er habe sich da seinem Schmerz ganz überlassen. Seine Soldaten, und sogar seine übriggebliebenen alten Gensd'armes haben als sie von seinem Mißmuth hörten, zu verstehen gegeben, sie würden das Gewehr strecken. Alles sey muthlos gewesen, weil man glaubte, Friedrich sey muthlos. Wirklich habe sich der Monarch niemand mehr gezeiget. Er habe nicht ein einziges mal weder die Leibgarde gesehen, noch die Parade, und was noch mehr

 ist,

(*) Ebendaselbst. VIII. Th. S. 150.

(**) Ebendaselbst. VIII. Th. S. 188.

ist, er habe nicht mehr auf der Flöte geblasen. Eines Tages habe er Lentulus hohlen lassen, der in Dowanz, drittehalb Meilen von Breslau, die Vorposten vom rechten Flügel commandirte; er habe ihn allein mit sich speisen lassen, ohne während der Mahlzeit ein Wort mit ihm zu sprechen; als sie von der Tafel aufgestanden, habe er ihn auf deûtsch gefragt, ob auf seinem Posten nichts Neûes vorgefallen wäre, und habe ihn sodann mit einem Kopfnicken entlassen. Sichere Nachrichten schien er jedoch zu haben, daß die Kaiserinn Elisabeth bald sterben würde, denn er hatte Befehl gegeben, daß man am Oderthore aufmerksam seyn möchte, wenn ein Russischer Courier ankäme, und solchen keinen Augenblick aufhalte; man musste sogar des Nachts die Schlüssel daselbst lassen (*).

Alle

(*) Ebendaselbst. VIII. Th. S. 200. 201.

Alle diese Sagen mögen Sagen seyn und bleiben, mögen Lügen heissen, mögen an tausend Orten wüthig widerleget werden von preüssischen Schwärmern und Sängern, die sich einbilden, ein Held sey kein Mensch. Unlaügbar ist und bleibet aber doch, daß Friedrich eben so sehr Mensch war als Held; aber nur mit dem Unterschied, daß nach wenigen Tagen, oft nach wenigen Augenblicken, immer der Held bey ihm den Menschen bezwang. Und diesen Muth, diese fast übermenschliche Seelenstärke und Seelenruhe, hatte Friedrich nicht allein deswegen, weil diese Kraft in seiner Seele lag, sondern wahrlich am meisten von seinen Studien, bey denen eine starke Seele immer aufrecht bleibet, wenn auch alles umher versinket. Die Musen begleiteten ihn, wie die Helden des Alterthums, in seine Lager und auf seinen Märschen. Er machte Verse wenn auch

 der

der Feind vor ihm stand, und zuweilen am Abend vor einer Schlacht. Seine Ideen wurden durch diese beständige Uebung seiner sauftern Neigungen und Talente, auf angenehme und herzerhöhende Gegenstände abgeleitet; und der geplagte Held errang sich dadurch nicht nur, auf eine seiner innern und äussern Grösse angemessene Art eine gute Stunde: sondern er erhub sich in derselben aus einem Zustande von Niedergeschlagenheit zu neüer unüberwindlicher Kraft und Grösse. Im tiefsten Unglück machte Friedrich seine schönsten Verse(*).

„Ward

(*) Ein englisches Journal sagt dieß mit folgenden Worten: „Es ist absonderlich bemerkens„werth, daß Friedrichs Muse eben in den fin„stersten Augenblicken von Ungemach und Noth, „eben wenn es schien das einstweilige Glück sei„ner Feinde treibe ihn bis zum äussersten Rande „des

„Ward jemals ein König auf Erden mehr
„mißverstanden, als Friedrich der Grosse?
„Und was war auch eigentlich die wahre



„des Verderbens, mit der grösten Majestät sich
„erhub, und mit der höchsten Leichtigkeit in leb-
„haften Gesängen sich ergoß. Dieß beweisen in
„seinen nachgelassenen Werken hinreichend, drey
„Episteln, an die Prinzessinn Amalia, an die
„Marggräfinn von Bareüth, und an den Mar-
„quis d'Argens. Sie sind voll Feüer und Har-
„monie; und zumal ist die Epistel an den Mar-
„quis d'Argens eines der schönsten Gedichte die
„wir jemals gelesen haben. Der König schrieb
„dieses Gedicht, in einem Zeitpunkt da er sich
„für verlohren hielt, und entschlossen war auf
„die eine oder andere Art zu sterben: oder wie
„Er das nennt, den Faden seiner Tage abzu-
„schneiden. Einige Stellen desselben drücken mit
„sonderbarer Energie die Wuth betrogener Ehr-
„sucht aus, und eine Art von Verzweiflung, die
„ganz und gar nichts ähnliches mit der Niederge-
„schlagenheit gemeiner Seelen hat: indeß da in
„andern Stellen dieses Gedichtes eine sanfte

„Ursache dieses fast überall grassirenden Miß-
„verstandes, zumal an fremden Höfen und
„in fremden Ländern? Was konnte und
„wollte man da am wenigsten an Ihm leiden
„und verstehen?“

Seine Grösse! — — — Jeder gutge-
wandte und kunsterfahrne Höfling am klein-
sten Hofe in Deütschland, konnte doch, na-
türlicherweise, nicht zugeben: daß Friedrich
ein grösserer Mann sey, als sein Serenissi-
mus! — Ein wahres Gedankenfest war
es daher in Residenzen, die eine Wachtpa-
rade von zwölf Mann mit schwarzen Schnurr-
bärten

„Traurigkeit herrschet, ein Klageton voll zärt-
„licher und rührender Empfindlichkeit. Nur
„können wir nicht genug die unphilosophische
„und jämmerliche Sprache trüber Zweifelsucht
„bedauren, die in verschiedenen Stellen den
„Glanz und die Schönheit dieser edlen und em-
„pfindungsvollen Gedichte verdunkelt.“ Monthly
Review for May 1789. pag. 441.

bärten und unverwandt nach dem rechten Flügel schauenden Gesichtern haben: wenn ein Cavalier an der hochfürstlichen Tafel dem grossen Friedrich einen Schnipper gab! — Und das ist der Mann, von dem man in der Welt so viel Aufhebens macht: sagte dann der Resemarschall, der Hofjägermeister, der Hofkammerrath, und die Hofdame im geflickten Rocke! — Ueberall und bey allen Gelegenheiten, suchte man in Deůtschland den grossen Friedrich zu verkleinern; um nicht, durch eine sehr natürliche Vergleichung seinen eigenen Serenissimus zu sehr herabsinken zu lassen. Man erlaubte sich alle Arten von Lügen und lügenhaften Erzählungen anzuhören, und zu begünstigen. Man bürdete dem grossen Friedrich unzähliche Dinge auf, die er sollte gesagt haben, und die er nie gesagt hat. Verordnungen wurden erfunden, die Friedrich sollte ertheilet haben, und die

 er

er nie ertheilet hat. Fürsten sogar, die auf Ruhm bey der Nachwelt keinen Anspruch machten, freüten sich über die Entdeckung des kleinsten Fehlers an diesem grossen Gegenstande ihres Neides. Alle Könige von Eüropa hingegen, dachten über Friedrich, wie sich dieß von Königen erwarten lässt, nemlich nie anders als edel und groß; oder doch wenigstens gutmüthig, ohne Neid, und immer mit Schonung. Ludewig der Funfzehnte, sagte sehr oft: »dieser König in »Preüssen scheint grosse Eigenschaften zu ha»ben; aber am Ende ist er doch ein Glücks»jäger und ein Wagehals (*).«

Preüssische Minister und andere Herren von Stande aus den preüssischen Staaten, haben

(*) Le Roi de Prusse paroit avoir de grandes qualités; mais au bout du compte c'est un Roi avanturier: car comment, sans cela, s'exposeroit-il comme il fait?

haben mir oft gesagt: „wir haben es erlebet „und erfahren, daß man an nicht wenigen „Höfen und unter nicht wenigen Völkern sich „fast ein Handwerk daraus machte, Friedrich „den Grossen zu verkleinern. Mit einer be„lachenswerthen Unwissenheit unserer ganzen „innern Verfassung, der ganzen Denkart, „und des Geistes aller Verfügungen des Kö„nigs, geschah dieß gewöhnlich. Eilf Mei„len von der preüssischen Gränze sprach man „vom Königreiche Preüssen wie vom König„reiche Siam!“

Sechs Monate nach dem Tode Friedrichs des Grossen sagte eine vornehme Dame von meiner Bekanntschaft, und gewiß sonst eine Dame von sehr vielem Verstande: „Ich weiß „gar nicht warum man noch immer so viel „Aufhebens von dem verstorbenen König in „Preüssen macht; es war ja gar nichts ausser„ordentliches an ihm. Wenn er kein König „gewesen

„gewesen wäre, so hätte man gar nicht von „ihm gesprochen!" — Ein hochadelicher Dummkopf saß neben dieser Dame an einer grossen und vornehmen Tafel, und nickte ihr Beyfall.

Barbaren haben wirklich, nach ihrer Art, Friedrich den Grossen besser verstanden. Der General Capitain der Mainotten, gewonn durch den siebenjährigen Krieg dessen Geschichte auch bis zu ihm kam, ein solches Zutrauen zu dem grossen Könige, daß er an Ihn schrieb und Ihn bat: „er möchte doch so gut seyn zu „ihm zu kommen; und ihm helfen Morea er„obern."

Wirklich merkwürdig war dieser Brief des General Capitains, weil er sich in demselben als einen Mann von ausserordentlichen Kenntnissen in der Kriegskunst zeigte. Er bewies dem Könige, zwanzig tausend Mann preussischer Truppen wären im Stande den ganzen

Pelo-

Peloponesus gegen die ganze ottomannische Macht zu behaupten. Auf eine recht geschickte Art bezeichnete er die Lage aller Berggegenden, und die Beschaffenheit aller engen Pässe deren man sich bedienen könnte; und setzte hinzu, wie die alten Griechen schon dieß alles, an diesen Orten, in ihren Kriegen thaten. Aber natürlicherweise fühlte Friedrich in sich keinen Beruf zur Eroberung von Morea.

Hyder Aly schickte um das Jahr 1773 einen Gesandten an Friedrich den Grossen. Mit vielen Geschenken und einem Gefolge von mehr als dreissig Personen ward er ausgesendet, und sollte über Bassora und Alexandria nach Europa gehen. In Bassora befiel diesen Gesandten und sein Gefolge die Pest. Sechs und zwanzig seiner Leute starben; und als der kleine Ueberrest den Gesandten auch für todt hielt, fanden sie für gut, die nach der mitgebrachten Specification nicht unerheblichen Geschenke

schenke des Hyder Aly für den König in Preüssen, zu sich zu nehmen, und damit davon zu gehen. Dem Gesandten liessen sie bloß sein Creditiv und seine Briefschaften. Er hatte aber dennoch das Herz, mit Beyhülfe des französischen Consuls, seine Reise zu Lande fortzusetzen: weil er wohl wusste, daß man in Eüropa mehr auf die Wichtigkeit der Vorschläge sehe, als auf eine Kleinigkeit von noch so grossen Geschenken. Die Wahrheit des in Bassora ihm zugestossenen Unglücks, bewies er in Berlin durch alle mögliche Attestate aller eüropäischen Consuls und vieler arabischer Cheiks. Sein Anbringen bestand darinn: „Hyder Aly wolle dem grossen Könige der „Preüssen, einen Hafen in der Entfernung „weniger Meilen von Goa einraümen; und „ihm zugleich den ausschliessenden Handel auf „seiner Küste versichern. Er verlange dafür „von dem Könige eine Anzahl preüssischer Un-

»terofficiere, und so viele Gewehrfabrikanten
»als zu haben seyen. Aufs reichlichste wolle
»Hyder Aly alle diese Männer bezahlen; und
»dafür, so wie für ihre Sicherheit, sollen und
» werden französische Banquiers haften.«

Ein ausnehmend vernünftiger Mann war dieser Gesandte des Hyder Aly. Sehr gut kannte er Indien und Eůropa. Einige hielten ihn für einen Engländer, weil er sehr gut englisch sprach; wahrscheinlich war er ein englischer Jude. Er verstand latein, sprach gůt französisch, und ziemlich deůtsch. Sein Creditiv und Auftragsbrief, war in der Hofsprache des Hyder, das ist, in persianischer Sprache geschrieben. Friedrich ließ diesen Brief in Halle übersetzen. Er antwortete dem Hyder in lateinischer Sprache mit der grösten Höflichkeit, gab jedoch zu verstehen: »von
»dem vortheilhaften Antrage könne Er keinen
»Gebrauch machen: denn er habe keinen Han-
»del nach Ostindien, und keine Flotte.«

Diese

Diese im Departement der auswärtigen Angelegenheiten in Berlin sehr wohl bekannten, aber so viel ich weiß, noch nirgends bekannt gemachten Thatsachen, und diese in dem königlichen Archiv in Berlin sehr wohl aufgehobenen Briefe des General Capitains der Mainotten und des Hyder Aly, beweisen die hohe Meinung fremder Völker von Friedrich dem Grossen. Die höchste und gröste Meinung unter allen hatte aber doch der König von Candy auf der Insel Ceylon, wie man aus Eschelkrons schöner ostindischen Reise weiß. Dieser König von Candy hielt Friedrich den König der Preüssen für einen so grossen und ausgezeichneten Krieger, daß er sagte: »Ich »will ihm die Stelle meines ersten Feldherrn »anbieten.«

Ende des dritten Bandes.



Namens-

# Namenregister.

A.

D.



E.

F.



G.

M.



Möllen=

T.



V.



W.



Witt

# Verbesserungen.

## Im ersten Bande.

S. 336. Z. 4. und S. 337. Z. 1. Lies: Dom, statt Don.

## Im dritten Bande.

S. 91. Z. 12. Lies: ununterbrochen statt ununterbrochenen.

S. 281. Z. 14. Lies: Recht, statt Rechte.

S. 303. Z. 13. und 20. Lies: Bahrdt, statt Barth.

S. 324. Z. 12. Lies: Nikolai, statt Nicolai.

S. 382. Z. 17. Lies: Bornstedt, statt Bornstadt.

S. 394. Z. 17. Lies: Le Roi de Prusse, statt *Le Roi de Prusse*.

Anzeige der Bücher, welche in meiner Bibliothek befindlich sind

5556 b xxxxx
O
de l'Amerique et Americains.

5327 x d O. Anecdoten u. Caracterzüge Friedrichs II.

2773 b. c.
O
de la Beaumelle Coment. sur la Henriade

5575 x Berlin, Monatsschrift. 1785 – 90

4604 a O
a
—— Schattenrisse von ——

—— O. ——
Hist. secrete de la Cour de — par Mirabeau

5327 x d xxxx
O
Denina Essai sur la Vie et le Regne de Frederic II

5327 x d x
O
Fischer Gesch. Friedrichs II.

5299 a b
O
Formey, Souvenir d'un Citoyen.

5327 k. h. Frederic Vie de — Strasb. par Trautte

2467. f. Frederic le Grand

5327[bc] O. Hertzberg, Deductions Preuss.

5327[xd] [xxxx] O ———, Memoire sur le vrai Caractere d'une bonne Histoire

2093[b] O. Hirzel an Gleim über Sulzer

5333[b] O de Launay, Widerlegung des Ju. v. Mirabeau

5327[adi] [xxxxx] O Lettre remise à Frederic Guillaume II

5320[xd] [xxxx] O Ligne, Memoire sur le Roi Frederic le Gr. par le Prince

5292[a-h] [ce] Mirabeau Monarchie Preuss. Histoire Secrette —

4000[ab] O. Nicolai, Beschr. von Berlin

5330 br – O. Oeuvres posthumes

5320[axx] O. Selle, Krankheitsgeschicht. Friedrich II.

2769. O. Voltaire ~~Pucelle~~

2009[a] O — Warnery, sämtl. Schriften

